

Frank Helzel

**DIE UMSETZUNG DER KOLONIALKRIEGSERFAHRUNG IN DIE FRANZÖSISCHE
DOKTRIN UND DIE LEHRE VOM MODERNEN KRIEG**

TEIL 2

**MIT DER FRANZÖSISCHEN DOKTRIN IN AFRIKA (KONGO/KATANGA 1961) UND IN STÄDTISCHEN
KONFLIKTZONEN DES 21. JAHRHUNDERTS**

BAD WILDUNGEN, 7. August 2013
(Anhang vom 26. August 2013)

Inhaltsverzeichnis

Einleitung: Infrastruktur als koloniale Hinterlassenschaft	4
1 Die Kongokrise 1960-1963 aus gegenwärtiger afrikanischer Sicht.....	11
Intermezzo 1: Gedankenspiele von Albert Memmi.....	15
2 Die Darstellung der Kongokrise in Jean Lartéguy's „Les Chimères noires“ (1963).....	16
2.1 Der Romantitel.....	16
2.2 Die Romanhandlung (Teil 1).....	17
Intermezzo 2: Auszug aus der Rede von Patrice Lumumba am 30. Juni 1960, dem Tag der Unabhängigkeit des Kongo.....	22
2.2 Die Romanhandlung (Teil 2).....	23
Intermezzo 3: Der Kolonisierte als Witzfigur für den europäischen Kolonisator.....	30
3 Zu Lartéguy's Darstellung von europäischen Söldnern, Schwarzafrikanern und des revolutionären Krieges.....	32
3.1 Jean-Marie la Roncière, Thomas Fonts und Karl Kreis.....	32
3.2 Revolutionärer Krieg in Zentralafrika.....	37
Intermezzo 4: Der Code Noir und die dunklen Seiten des Zeitalters der Aufklärung.....	44
4 „Françafrique“	46
Intermezzo 5: Aus einem Interview mit Jean Hatzfeld (2003).....	52
5 Krieg in den Städten.....	54
5.1 Dominique Manotti und Alexis Jenni über das Fortwirken der Kolonialfrage in den Migrationszuzügen in europäische Metropolen.....	55
5.2 Der Krieg in den Städten als Studienobjekt und Experimentierfeld	62
Intermezzo 6: Lagebericht aus El Salvador 2013.....	69
Schluss: „Abendland“	70
Anhang: Der von Frankreich in Ruanda betreute „revolutionäre Krieg“, ein weiteres Fiasko.....	73

„Es ist noch gar nicht so lange her, dass Europa die Idee von der Möglichkeit einer totalen Vernichtung einer kolonisierten Gesellschaft aufgegeben hat. Über Algerien gab es eine Redensart, halb ernst, halb scherzhaft wie alle Redensarten: ‚Auf einen Franzosen kommen neun Algerier ... es würde reichen, wenn man jedem Franzosen ein Gewehr und neun Schuss Munition gäbe.‘ Man erinnert sich auch an das amerikanische Beispiel. Und es ist wahr, dass die berühmte nationale Saga vom Wilden Westen in vielem einem systematischen Massaker gleicht. Aber dafür gibt es in den USA auch kein Problem mit den Rothäuten mehr.

Die Vernichtung rettet die Kolonisation so wenig, als sie geradezu deren Gegenteil bedeutet. Die Kolonisation, das ist vor allem eine ökonomisch-politische Ausbeutung. Wenn man den Kolonisierten aus dem Weg räumt, wird die Kolonie zu einem Land wie jedes andere, so weit so gut, aber wen wird man dann noch ausbeuten?

Mit dem Kolonisierten würde auch die Kolonisation samt Kolonisator verschwinden.“

Albert Memmi, Der Kolonisator und der Kolonisierte. Zwei Porträts. Mit einem Vorwort von Jean-Paul Sartre und einem Nachwort des Autors zur deutschen Ausgabe, Syndikat, Frankfurt a. M. 1980, S. 130.

EINLEITUNG: INFRASTRUKTUR ALS KOLONIALE HINTERLASSENSCHAFT

DAVID BLACKBOURN bezeichnet es als eine paradoxe Errungenschaft von Hitlers Regime, dass das Deutschland, das bis 1945 jenseits der Oder und Neiße lag – der „deutsche Osten“ –, von den Wortführern der Heimatvertriebenen den Deutschen im Westen erst richtig vertraut gemacht worden sei. Immer sei daran erinnert worden, dass das Land dort erst durch die Deutschen urbar und fruchtbar gemacht worden sei. Aus einer „Wildnis“ seien blühende Landschaften mit Dörfern und Städten entstanden. Jetzt, da die Deutschen vertrieben waren, galt das Land als verwüstet, zerstört von den „asiatischen“ Eindringlingen.¹ Dass die Polen von ihren „wiedergewonnenen Gebieten“ sprachen und ein eigenes Ministerium zu deren Rekolonialisierung und Reslawisierung einrichteten, entzog sich diesem Diskurs, weil die Metapher des „Asiatischen“ sowieso nicht auf etwas Wirkliches gemünzt sein sollte, sondern alte Vorurteile bedienen musste.

Tatsächlich durfte ja mit dem Bild vom „deutschen Osten“ keinesfalls gemeint sein, dass es der gerade mit einer katastrophalen Niederlage beendeten Politik der Expansion zum Gewinnen von „Lebensraum im Osten“ zur Nachahmung gedient hatte, wie sich aus der Vorgeschichte zum „Generalplan Ost“ ablesen lässt.² Von diesem Plan waren nur Ansätze verwirklicht worden, deren Lebensdauer aber wegen des nicht mehr zu beherrschenden totalen Krieges spätestens 1943 beendet war.³ Dabei hatte Himmler im Rahmen seines „Programms Heinrich“ seinen „Vorposten im Osten“ Odilo Globocnik im Juli 1941 mit allem beauftragt, was in den eroberten Gebieten geschehen sollte: Es sollten Musterhöfe mit modernen Wohnungen und modernem Gerät errichtet werden, bestehende Bauernhöfe waren wieder instand zu setzen, alte Volkstrachten der vormaligen deutschen Siedler waren zu erforschen, damit sie die neuen Einwanderer trügen; Globocnik rekrutierte einen Stab von Architekten, Innenausstattern, Bauunternehmern, Entwässerungsexperten, Geometern und Historikern.⁴ Noch im September 1943 begrüßte die *Litzmannstädter Zeitung* – zuvor und seit 1945 wieder Łódź – im annektierten polnischen Territorium „Warthegau“ ein Dutzend ehemaliger deutscher Siedler aus Ostafrika. Sie hätten jetzt „das ausgedehnte Zukunftsland der deutschen Siedlung“ gefunden.⁵ So wie aus Łódź „Litzmannstadt“ geworden war, sollte aus Zamosc im Generalgouvernement „Himmlerstadt“ werden. Denn Globocnik hatte auf Geheiß Himmlers als erstes Siedlungsprojekt innerhalb des „Generalplans Ost“ ab November 1942 die „Aktion Zamosc“ durchzuführen,

1 David Blackbourn, *Die Eroberung der Natur. Eine Geschichte der deutschen Landschaft*, Pantheon, München 2008, S. 380-387.

2 Vgl. www.himmlers-heinrich.de/heinrich_1.pdf, S. 74-80.

3 Es sei noch einmal daran erinnert, dass die koloniale Expansion des NS-Regimes gegenüber europäischen Staaten geplant war, deren Bevölkerungen in allen Nuancierungen mehrheitlich in christlich-jüdischer Tradition geprägt waren. Sie waren seit dem 19. Jahrhundert nicht nur in Deutschland einem „weißen“ Rassifizierungsprozess unterworfen worden, dem bis dahin überwiegend nur die farbigen Kolonialvölker in Übersee ausgesetzt waren. (Siehe dazu Domenico Losurdo, *Die Sprache des Imperiums. Ein historisch-philosophischer Leitfaden*, Papyrossa, Köln 2011.)

4 Richard Breitman, *Heinrich Himmler. Der Architekt der „Endlösung“*, Pendo, Zürich 2000, S. 265 f. – Mark Mazower schreibt 2009: „Es ist vielleicht nicht überraschend, dass der deutsche Einfluss auf die israelische Siedlungsstrategie nach der Unabhängigkeit stark blieb. In wenigen Ländern war Raumplanung nach dem Krieg so wichtig wie im neuen israelischen Staat, und die ersten israelischen Pläne zur Bevölkerungsverteilung waren stark von der deutschen Schule der Wirtschaftsgeografie beeinflusst, vor allem von den Ideen [Walter Christallers](#), dessen Theorien über die optimalen Siedlungsstandorte schon bei Himmlers Kolonisierung Polens und im 'Generalplan Ost' Anwendung gefunden hatte. Natürlich wurden solche Ideen nicht nur bei der neuen Nachkriegseroberung Israels angewandt. Christallers Zentraltheorie, die in den Händen der SS dazu dienen sollte, die alten Slawendörfer durch ein geometrisch perfektes System neuer Städte und Dörfer zu ersetzen, wurde schließlich ein fester Bestandteil der Entwicklungsplanung in der gesamten Nachkriegszeit und zeigte damit die neue globale Bedeutung von Land, die [John H. Herz](#) in den sechziger Jahren diagnostiziert hatte“ (Mark Mazower, *Hitlers Imperium. Europa unter der Herrschaft des Nationalsozialismus*, C. H. Beck, München 2009, S. 550).

5 Ben Kiernan, *Erde und Blut. Völkermord und Vernichtung von der Antike bis heute*, DVA, München 2009, S. 585.

nämlich um das Gebiet der ehemaligen Hansestadt Zamosc herum, wo 60.000 Ansiedler – polnische „Deutschstämmige“ und vor allem aus den in osteuropäischen Gebieten verstreuten deutschen Kolonien ausgesiedelte „Volksdeutsche“ – untergebracht wurden. Dazu mussten zunächst 110.000 Polen aus 300 Dörfern verschleppt werden. Es gelang aber nur 9.000 deutsche Siedler in 126 Dörfern anzusiedeln. Denn die „Aktion“ führte zu einem starken Anwachsen der Widerstandsbewegung in der polnischen Bevölkerung, die auch von den Antipartisanenaktionen der deutschen Besatzer nicht zu brechen war.⁶ Im August 1943 musste das Projekt abgebrochen werden. Mit dem Vorrücken der Roten Armee verloren die Neusiedler wieder ihre kurzfristigen Heimstätten.

Das hinderte Himmler nicht daran, sich und seine Zuhörer – Gauleiter – noch nach dem Hitlerattentat im August 1944 in Posen in folgenden realitätsfernen, illusionären Äußerungen zu wiegen:

„Außerdem finde ich es so wunderbar, wenn wir uns heute schon darüber klar sind: Unsere politischen, wirtschaftlichen, menschlichen, militärischen Aufgaben haben wir in dem herrlichen Osten. Wenn es den Kosaken geglückt ist, sich für den russischen Zaren bis ans Gelbe Meer durchzufressen und das ganze Gebiet allmählich zu erobern, dann werden wir und unsere Söhne es in drei Teufels Namen fertigbringen, Jahr für Jahr, Generation für Generation unsere Bauerntrecks auszurüsten und von dem Gebiet, das wir zunächst hinter der militärischen Grenze haben, immer einige hundert Kilometer zunächst mit Stützpunkten zu versehen und dann allmählich flächenmäßig zu besiedeln und die anderen herauszudrängen.“

Himmler fasste noch einmal zusammen, worum es hätte gegangen sein sollen und wie es ALBERT BRACKMANN 1939 der SS und der Wehrmacht als „weltgeschichtliches Bild“ mit dem Titel „Krisis und Aufbau in Osteuropa“ als historische Handreichung überantwortet hatte. Aufbau hatte es dabei in der Tat auch gegeben, ohne dass die Visionen des wichtigsten Generalplaners, KONRAD MEYER, hätten Gestalt annehmen können:

„Von Leningrad bis zum Kaukasus würden deutsche Siedlungen an Autobahnen angebunden und an ein Stromnetz angeschlossen sein, so dass sie Melkmaschinen einsetzen konnten. Institute für Tropenmedizin würden neue Mittel zur Ausrottung der Malaria­mücke erproben, während ein spezielles Programm eine moderne Methode der ‚Klimasteuerung‘ entwickeln sollte.“⁷

Spätestens 1943 beginnen sich Aufbau und Zerstörung zu überlagern. Im Generalgouvernement konnte jedoch noch im Oktober in einem Vortrag auf das zwischen 1939 und 1943 Geleistete stolz hingewiesen werden: Es gab 230 000 Hektar trockengelegtes Sumpfland, neue Deiche in einer Gesamtlänge von 225 Kilometern, begradigte Flüsse in einer Länge von 1100 Kilometern, 3600 Kilometer neue Entwässerungskanäle und das Wasserkraftwerk bei Roznow am Netz.⁸

Das sollte auch heute noch aus rein technischer Sicht durchaus eine Errungenschaft genannt werden können. Nichts davon wäre ein Jahr später noch so vorzutragen gewesen, weil die illusionäre Aufbauperspektive in Kürze zuschanden bekriegt worden war. Denn das alles spielte sich unter Zeitdruck in einem besetzten, nicht völlig zu kontrollierenden Land in Gestalt eines gewalttätig vor-

6 Vgl. dazu http://de.wikipedia.org/wiki/Aktion_Zamo%C5%9B%C4%87.

7 David Blackbourn, wie Anm. 1, S. 350.

8 Ebd., S. 352. – Zu den Kolonialplanungen für die Wiederaufbauarbeit noch während des Krieges und nach einem Sieg siehe einen Bericht über die deutsche Raumplanung im Osten in der Schweizer Zeitung „Die Tat“ vom 2. Juli 1942, veröffentlicht in Czeslaw Madajczyk (Hrsg.), *Vom Generalplan Ost zum Generalsiedlungsplan*, Saur, München 1994, S. 179-181.

angetriebenen, völkermörderisch-rassistischen kolonialistischen Unternehmens ab, auf das die Sowjetunion mit dem „Großen Vaterländischen Krieg“ vernichtend antwortete. Die von den Deutschen belagerte einheimische Bevölkerung, soweit sie die Chance hatte, sich über den „Fremdvölkischen“-Status zu erheben und auch in Russland zu den „nordischen Sippen“ gezählt zu werden, die mit Eindeutschung rechnen konnten, tendierte eher dazu, sich den Partisanen anzuschließen, die in allen von den Deutschen besetzten Territorien spätestens seit Stalingrad aus dem Boden schossen und ohne theoretische Vorgaben erfolgversprechende Praktiken der ein Jahrzehnt später formulierten *französischen Doktrin* befolgten.

Bevor die *französische Doktrin* sprichwörtlich und als solche folgenreich wurde, hatte sich im deutschen *Oberkommando der Wehrmacht* eine Einsicht durchgesetzt, deren Verschriftlichung in dem Merkblatt 69/2 zur „*Bandenbekämpfung*“ (gültig für alle Waffen) vom 6. 5. 1944 kaum mehr zur Wirkung kam:

„Behandlung der Bevölkerung, der Bandenhelfer und der Banditen.

Die Haltung der Bevölkerung ist bei der Bandenbekämpfung von großer Bedeutung. Inmitten einer Bevölkerung, die in einem guten Verhältnis zu uns steht, vermögen Banden sich auf Dauer nicht zu halten. Neben anderem lassen auch die Ablieferungsleistungen Schlüsse auf die Einstellung der Bevölkerung zu. (...) Die Verwaltung muss durch gerechte Behandlung, durch planmäßige und tatkräftige Wirtschaft sowie gründliche und zweckentsprechende Aufklärung dafür sorgen, dass die Bevölkerung in das richtige Verhältnis zu uns kommt.

Das Ziel muss sein: Die Bauern sollen ihren Besitz selbst gegen die Banditen verteidigen, wozu ihnen bei erprobter Zuverlässigkeit Waffen und technische Hilfsmittel von uns zugeführt werden können.“⁹

Kriegsgefangene Wehrmachtsoffiziere wurden von den Amerikanern veranlasst, ihre Kampferfahrungen zu Papier zu bringen, so dass sich spätere amerikanische und französische Vorschriften nachweislich auf sie stützten. Der Koordinator der von Wehrmachtsoffizieren niedergelegten Arbeiten, Generaloberst a. D. Franz Halder, gab eine zusammenfassende Einschätzung ab: „*Partisanen können auf die Dauer ohne die zumindest passive Unterstützung der Bevölkerung nicht leben und nicht kämpfen. Gegen Partisanen kämpfen heißt also um das Vertrauen der Bevölkerung kämpfen.*“¹⁰

Bei den Franzosen gingen diese Erfahrungen seither in die Art der Kriegführung ein, die der *französischen Doktrin* folgt, aber ganz offensichtlich kein genuin französisches Produkt ist. Im Indochina- und Algerienkrieg reicherten sie sich jedoch weiter an. Jedenfalls handelt es sich bereits bei der Wehrmacht um Praktiken in einem kolonialistischen Unternehmen, die in einem weiteren

9 Zitiert bei <http://www.blog-info.harald-oberhem.net/resources/OKW-Partisanenbekämpfung.pdf>. – Das Merkblatt wurde 1956 im Auszug von den britischen Offizieren C. Aubrey Dixon und Otto Heilbrunn in ihrem Werk *Partisanen. Strategie und Taktik des Guerillakrieges* (Frankfurt a.M./Berlin, Originalausgabe *Communist Guerilla Warfare*, 1954) als Anhang veröffentlicht. – Im Folgenden werden Begriffe wie „Asymmetrische Kriegführung“, „Aufstandsbekämpfung“, „Counterinsurgency“ (COIN), „Französische Doktrin“, „Revolutionärer“, „Psychologischer“ oder „Subversiver Krieg“, „Schmutziger Krieg“ mehr oder weniger synonym gebraucht. Nach Roger Trinquier wäre sowieso alles unter dem Begriff „Moderner Krieg“ zusammenzufassen. Denn was Soldaten tun, nämlich zu Feinden deklarierte Menschen „unschädlich“ machen oder töten, bleibt sich unter allen Überschriften gleich.

10 Peter Lieb, *Die Wehrmacht und der „Kleine Krieg“: Das Fallbeispiel der 1. Gebirgsdivision auf dem Balkan 1943/44*, S. 163, in: Helmut R. Hammerich/Uwe Hartmann/Claus von Rosen (Hg.), *Jahrbuch Innere Führung 2010: Die Grenzen des Militärischen*, Miles-Verlag, Berlin 2010, S. 152-173.

Sinne ebenfalls zu den infrastrukturellen Hinterlassenschaften zu zählen sind und gewissermaßen eine übertragbare, also tradierbare Infrastrukturmaßnahme darstellen.

In dem Roman des französischen Schriftstellers Jean Lartéguy (1920-2011) „*Les Chimères noires*“ von 1963, der zur Zeit des in die Unabhängigkeit entlassenen Kongo – bis 1960 belgische Kolonie – und der dadurch ausgelösten Wirren spielt, geht es um einen Haupttheoretiker der *französischen Doktrin*, und eine andere der beteiligten Hauptgestalten auf Seiten des zwischen 1960 und 1963 existierenden Staates Katanga, unter dem sezeptionistischen Moïse Tshombé in belgischem Interesse aus der unter Patrice Lumumba entstandenen „Demokratischen Republik Kongo“ herausgeschnitten, ist ein ehemaliger SS-Angehöriger, der nach dem Krieg in die französische Fremdenlegion eingetreten ist. Er heißt Karl Kreis und kämpfte bei der SS unter anderem in einer Einsatzgruppeneinheit, der in den Ostgebieten die „Bandenbekämpfung“ oblag. In Katanga soll er als Söldner des zwielichtigen katangischen Präsidenten – bei Lartéguy trägt er den Namen Kimjanga – dafür sorgen, dass vor der Beendigung der Sezession und der Rückgliederung Katangas in die Republik Kongo alle belgischen Installationen zum Erzabbau, von der „*Union minière du Haut Katanga*“ errichtet, zerstört werden. An erster Stelle gehört dazu ein Staudamm, den Kreis sprengen soll. Der belgische Unternehmensführer, hinter Präsident Kimjanga der eigentliche Auftraggeber für das Engagement der französischen Söldner, möchte Kreis jetzt davon überzeugen, dass die vor allem vom katangischen Innenminister Bongo gewünschte Zerstörung der Staumauer als eines für Afrika schändlichen „weißen“ Denkmals unterbleibt:

„Haben Sie die Sperrmauer, die Fabriken, die Kraftwerke gesehen? Haben Sie das Brummen der Wechselstromgeneratoren gehört und wie das Wasser in die Gerinne stürzt? Das sind drei Viertel der hydroelektrischen Energie Katangas! (...) Vor zehn Jahren war das hier alles noch Busch, ein grindiger, verbrannter Busch; ich habe ihn mit meinen Ingenieuren in alle Richtungen durchstreift. Kreis, wenn Sie auf den Auslöser drücken, wird hier wieder Busch sein. Alle Arbeit, auf die ich Werte lege, möchte ich mit meiner Anwesenheit verteidigen. Sie werden sie unter einigen Millionen Kubikmetern Wasser verschwinden lassen! Wenn Sie Ihres Ehrbegriffs halber, den Sie vom Söldnergehorsam haben, die Wirtschaft des Landes ruinieren werden, werfen Sie es zurück in die wimmelnde, absurde Welt der Neger, ihrer Delirien und ihrer Fetische. Sie verarmen die Welt der Weißen, denn sie ist es, die von diesen Reichtümern lebt und weiter leben will. Aber die Neger, die nichts dazu beitragen, profitieren doch auch davon! Wir sind nicht nach Afrika gekommen, um die Neger erneut zu versklaven. Der Sklave arbeitet schlecht, er hat keine Bedürfnisse, also keine Erträge. Wir sind gekommen, dieses unwirtliche Land in eine Landschaft zu verwandeln, wo die Weißen wie die Schwarzen leben können! Wenn Sie den Knopf drücken, werden Sie zum Komplizen all jener, die wie Innenminister Bongo die alten Gesetze und Häuptlingsherrschaften bewahren wollen, von einem grausamen, blutigen, fremdenfeindlichen Afrika träumen und in ihrem Innersten die Wiederkehr der Barbarei wünschen.“¹¹

Typisch, wie der Belgier über die Neger¹² spricht. Sie sind ein Bedrohungsfaktor für die Reichtümer der Welt der Weißen. Dass das für den Belgier in der ihm von Lartéguy zugeschriebenen Rolle auch noch in den 1960er Jahren aussprechbar ist, wird nur ansatzweise relativiert, wenn er ein gemeinsa-

11 Jean Lartéguy, *Les Chimères noires*, Les Presses de la Cité, Paris 1963, S. 455. – Auf S. 79 bei der Vorstellung von Elisabethville legt ein Vertreter belgischer Interessen Wert darauf, zu unterstreichen, dass es praktisch nichts gibt, was in der Infrastruktur der Stadt ohne die *Union minière* liefe.

12 Zum politisch korrekten Sprachgebrauch und seinen Klippen vgl. ebd., S. 78

mes Leben der Weißen und Schwarzen erwähnt. Aber da werden sich die Neger noch um Einiges zu *entwickeln* haben, ehe sie auf der Augenhöhe der Weißen angekommen sind und mit Gleichbehandlung rechnen können. Denn dem Unternehmensdirektor nach lauert in ihrer angestammten Lebensweise ohne den Einfluss der Weißen überall die Barbarei.

In aller anmaßenden Ehrlichkeit spricht der Belgier aus, dass der „Weiße“, der Europäer, den Schwarzen keine Kultur oder Zivilisation bringen will, sondern dass es um die in Afrika für die Welt der Weißen ausgebeuteten Reichtümer geht. Der Rest ist Beigabe, wenn er auch rhetorisch leicht in die Wohltätigkeit der „Weißen Vorherrschaft“ einzukleiden ist, wie das bei den Verteidigern der Kolonisation die Regel ist. Kritik an der Kolonisation hört sich für ihre Verteidiger immer so an, als würde Hochverrat begangen an dem, was ja im Schutz und im Namen des kolonisierenden Landes geschah. Deshalb kam es ja gerade in Frankreich zu Beginn des 21. Jahrhunderts zu der Situation, dass angesichts vieler Kritiker des Kolonialismus eigens ein Gesetz zur Anerkennung der kolonialen Leistungen Frankreichs verabschiedet wurde: „*LOI n° 2005-158 du 23 février 2005 portant reconnaissance de la Nation et contribution nationale en faveur des Français rapatriés*“ (Gesetz Nr. 2005-158 vom 23. Februar 2005, das den repatriierten Franzosen den Dank der Nation und die nationale Anerkennung ausspricht). Da heißt es in Artikel 4: „*Die Schulprogramme erkennen insbesondere die positive Rolle der französischen Anwesenheit in Übersee an, besonders in Nordafrika, und billigen der Geschichte und den Opfern der aus diesen Territorien hervorgegangenen Kämpfer der französischen Armee den eminenten Platz zu, auf den sie ein Recht haben.*“¹³

Denkt man über das koloniale Erbe in Zusammenhang mit seinen infrastrukturellen Hinterlassenschaften diesseits der den Kolonialismus als ein Herrschaftssystem kennzeichnenden Gewalttätigkeit und Zerstörungswucht gegenüber fremder Kultur nach, so kann auch dieses Potential des Kolonialismus als Ventil für unzivilisierte Ausbrüche aller Art jenseits der eigenen Zivilisation, nämlich der angeblich jenseits der Zivilisationsränder existierenden *Barbareien* gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Denn der Gewaltrahmen als Infrastruktur des Kolonialismus selbst entfernt sich zunächst immer von der eigenen Zivilisation und Ordnung, wie das Tocqueville schon erkannte und damit für die eigene Gesellschaft und ihre Expansion veranschlagte (, um freilich in außergewöhnlichen Umständen und Schieflagen der kolonisierenden Herkunftsgesellschaft auf diese im Herrschaftssinne mit aller Brutalität möglicherweise zurückzuschlagen, wie das wiederum Tocqueville zunächst fürchtete und dann der eigenen Interessen halber akzeptierte).

Wie aus dem bisher Dargelegten hervorgeht, soll im Folgenden der Versuch unternommen werden, Strukturen des Kolonialismus und des kolonialen Erbes herauszuarbeiten, wie sie beispielhaft in dem Afrika-Roman „*Les Chimères noires*“ von Jean Lartéguy und seinem Personal in Erscheinung treten, das mit seinen Biographien in den Zweiten Weltkrieg zurückreicht, an dem alle europäischen Hauptgestalten auf verschiedenen Seiten teilgenommen haben. Der Roman spielt zu Beginn der kongolesischen Unabhängigkeit hauptsächlich 1961. Es ist die Zeit der sogenannten Kongokrise, als die UNO-Friedensmission in einen militärischen Einsatz der *Blauhelme*¹⁴ mündete. Noch während der Algerienkrieg andauerte, versuchte der französische Staat in Gestalt der gerade aus der Taufe gehobenen V. Republik seine Interessen an einem Land einzubringen, dessen wirtschaftliche Ressourcen weltweit auch heute noch von großer Bedeutung sind. Lartéguy schildert, wie sich Dekolo-

13 Vgl. <http://www.admi.net/jo/20050224/DEFX0300218L.html>.

14 In der Kongokrise wurde zum ersten Mal der Blauhelm als Kopfbedeckung von den UNO-Soldaten getragen.

nisation und Neokolonialismus so überlagerten, dass daraus eine Gemengelage entstand, die in Frankreich seit geraumer Zeit unter der Überschrift „*Françafrique*“ heftig und ausführlich diskutiert wird, weil sie die V. Republik seit ihrem Beginn 1958 ständig begleitet und mit dem französischen Einmarsch in Mali 2013 erneut auf die Tagesordnung geriet.

Darüber hinaus sollen Analysen und Literatur vorgestellt werden, die belegen wollen, wie gegenwärtig in europäischen Ländern mit Frankreich als Beispiel in Konflikten mit schlecht integrierten Immigranten in ihren mehr oder weniger abgegrenzten Stadtvierteln polizeiliche Taktiken angewendet werden, die sich an Erfahrungen in den Kolonialkämpfen anlehnen, wie sie sich beispielhaft in der *Schlacht um Algier* 1957 niedergeschlagen haben. Sie kamen auch in Katanga zum Einsatz, als sich 1961 in Elisabethville/E'ville – heute Lubumbashi genannt und Hauptstadt der Provinz Katanga – erste bewaffnete Auseinandersetzungen zwischen der secessionistischen Bevölkerung und den UNO-Truppen abspielten. In der gegenwärtigen französischen Literatur hat sich vor allem Dominique Manotti mit ihren vielfach ausgezeichneten Kriminalromanen einen Namen bei der Schilderung großstädtischer Krisenregionen gemacht. So zeigt Manotti zum Beispiel in „*Einschlägig bekannt*“ (dt. 2011), wie der Begriff der „*ethnischen Säuberung*“ zur Beschreibung des Geschehens im Zentrum europäischer Metropolen eine Rolle zu spielen beginnt, wenn sich in die Pariser Polizeiarbeit rassistische *Säuberungsfantasien* einschleichen.¹⁵

15 Siehe <http://www.arte.tv/de/dominique-manotti-einschlaegig-bekannt/4115846.CmC=4115830.html>.

1 DIE KONGOKRISE 1960-1963 AUS GEGENWÄRTIGER AFRIKANISCHER SICHT

Auf der französischsprachigen Internet-Seite „*Afrique Rédaction*“ wird 2010 ein Abriss der Geschehnisse im Kongo wie folgt gegeben:¹⁶

Nur 11 Tage nach der Unabhängigkeitserklärung des Kongo löste sich, angestiftet von Moïse Tshombé und prowestlicher Geschäftskreise unter der Anführung der *Union minière du Haut Katanga*, die an Erzen reiche Provinz Katanga von der in Kinshasa ansässigen Zentralregierung. Mit den Worten „*Gott möge das unabhängige Katanga schützen!*“ proklamierte der Ministerrat der Provinz unter M. Tshombé die völlige Selbstständigkeit Katangas und forderte Belgien „*zu einer engen wirtschaftlichen Zusammenarbeit*“ auf.

Bevor die Gendarmerie von Katanga geschaffen wurde, standen die „Schrecklichen“ (frz. *les affreux*¹⁷) im Solde des unabhängigen Katanga. Glaubt man dem mit Roger Trinquier bekannten Kriegsberichterstatter Jacques Le Bailly, so waren es die Arbeiter und belgischen Angestellten der *Union minière*, die als erste die Zufallssoldaten, deren Engagement mit der Ausrufung der Sezession Katangas am 11. Juli 1960 beginnt, mit diesem Beinamen versahen. Der Vorwand für ihre Verpflichtung lag in der Meuterei der kongolesischen Soldaten gegen ihre belgischen Offiziere. Tshombé deutete sie als „*eine Taktik der Desorganisation und des Terrors*“, die darauf abziele, „*eine kommunistische Diktatur*“ zu errichten.

Dieser Staat oder besser: diese abtrünnige kongolesische Provinz bestand 30 Monate und drei Tage zwischen dem 11. Juli 1960 und dem 14. Januar 1963. Es war ein Staat, dessen Unabhängigkeit von niemandem offiziell anerkannt wurde.

Die Regierung in Léopoldville (L'ville) konnte gegenüber diesem Geschehen nicht gleichgültig bleiben. Deshalb brach sie am 12. Juli ihre Beziehungen mit Belgien ab, das eiligst seine Fallschirmjäger in Marsch setzte, damit sie die belgischen Staatsbürger repatriierten, und richtete einen Appell an die UNO. Diese drückte sich jedoch zunächst vor einer Entscheidung. Angesichts der schwierigen Situation versuchte Lumumba die Sowjetunion um Hilfe zu bitten. So sah auch der US-Präsident Eisenhower wie die westlichen Kapitalisten in Lumumba einen Kommunisten und behinderte eine Entscheidungsfindung des Sicherheitsrates der UNO zugunsten eines militärischen Eingreifens an der Seite Lumumbas. Präsident Tshombé seinerseits akzeptierte die Entsendung einer technischen Mission der belgischen Armee nach Elisabethville, und die Oberste Guy Weber¹⁸ und Frédéric Vandevalle übernahmen die Leitung der Gründung der katangischen Gendarmerie.

Die ersten Söldner trafen im September 1960 ein, die ein Vertrauter Tshombés, der Belgier Georges Thyssens, anheuerte. „*Im Hintergrund befanden sich auch einige Führungsmitglieder der Union minière, die über ihre Verbindungen mit Brüssel wussten, dass wegen des Drucks der UNO die militärische Hilfe Belgiens befristet war*“, wie Guy Weber bezeugte.

Die Ereignisse sollten die Befürchtungen Webers schnell bestätigen: Nach der Ermordung Lu-

16 Vgl. <http://www.afriqueredaction.com/article-secession-katanga-des-affreux-a-la-chimere-de-l-etat-mercenaire-53797953.html> (12.Juli 2010).

17 Vgl. dazu <http://www.spiegel.de/politik/ausland/kongo-mueller-der-soeldner-mit-dem-eisernen-kreuz-a-423876.html>.

18 Vgl. zu Guy Weber als bekanntem belgischem Offizier <http://tueriesdubrabant.winnerbb.com/t2346-guy-weber> .

mumbas wurde Belgien vom Sicherheitsrat der UNO am 21. Februar 1961 aufgefordert, seine Offiziere aus Katanga zurückzuziehen. Das führte dazu, dass die Rekrutierung von Söldnern intensiviert wurde, und diese sagten allen, die es hören wollten, dass sie auf den Gehaltslisten der *Union minière* standen, und zwar in der Eigenschaft als „Techniker“. Aber der Journalist Jacques Lantier enthüllte, dass andere Geldgeber beteiligt waren: transatlantische antikommunistische Vereinigungen wie das „*American Committee for Aid to Katanga*“, im November 1961 gegründet und mit dem ehemaligen Präsidenten Herbert Hoover und dem gerade als Vizepräsident der USA gescheiterten Richard Nixon und Senator Barry Goldwater als Mitgliedern. Ein anderer Geldgeber soll Charles Waterhouse, Präsident von „*Tanks Consolidated*“, gewesen sein. „*Tanks Consolidated*“ stand im Verbund mit der „*Société Générale de Belgique*“, die die Eisenbahnlinie nach Lobito durch Angola hindurch kontrollierte. Nach Guy Weber zählten zu den Söldnern am 1. Mai 1961 655 Soldaten. Es waren mit 450 Beteiligten vor allem Belgier wie Roger Bracco, ehemaliger Luftwaffenpilot im Koreakrieg, wie auch Jacques Dufasne und Bob Noddyn oder Christian Tavernier, der seine Karriere als Söldner an der Spitze des Bataillons „Marsupilami“ begann – der Name einer Comicfigur des belgischen Autors Franquin. 220 von ihnen sollen nach Guy Weber von der belgischen Regierung angeheuert worden sein.

Neben den Professionellen und einigen gescheiterten Existenzen kämpften Kellner und Taxifahrer neben „ausländischen Freiwilligen“, die die belgischen Offiziere anheuerteten. Der Berühmteste von ihnen war Jean Schramme, Sohn eines belgischen Pflanzers im Kongo,¹⁹ der das Bataillon „Leopard“ anführte. Im Gegensatz zu ihren gut bezahlten Kameraden der ersten Kategorie erhielten die Freiwilligen wenig Sold. Ihnen ging es um den Erhalt ihrer Plantagen und ihrer Geschäfte.

Indessen ist es noch zu früh, die ganze Geschichte der katangischen Sezession zu schreiben. Dazu sind noch zu viele Dokumente unzugänglich. Nach den bisher vorliegenden Erkenntnissen lässt sich das Scheitern des Staates Katanga in etwa so schildern:

Am 21. Januar 1961 beschloss der Sicherheitsrat, Blauhelme in den Kongo zu entsenden, damit die Ordnung wiederhergestellt würde. Ende des Jahres begannen die kongolesische Armee und die UNO-Truppen mit einem Angriff auf die Einheiten Tshombés. Während er ein Waffenstillstandsabkommen zwischen UNO-Truppen und den katangischen Einheiten auszuhandeln versuchte, kam der Generalsekretär der UNO Dag Hammarskjöld bei einem bis heute nicht geklärten Flugzeugabsturz im Grenzgebiet zwischen Katanga und Rhodesien ums Leben.

Im Dezember 1962 übernahmen die UNO-Truppen, von den USA materiell unterstützt, die Kontrolle über Elisabethville, nachdem die USA unter John F. Kennedy eine 180°-Wendung in der Katangaaffäre unternommen hatten. Tshombé war gezwungen, in Kolwezi, einer Stadt im Nordwesten von E'ville, Zuflucht zu suchen. Am 15. Januar ergab er sich schließlich und erhielt für sich und seine Anhänger eine Amnestie.

Anzumerken ist, dass die CIA hinter dem Staatsstreich vom 14. September 1960 stand, mit dem der Präsident des Kongo Kasavubu und der Premierminister Lumumba in Léopoldville neutralisiert wurden, um den genehmeren Obersten Mobutu ins Amt zu heben. Nachdem ihr Sorgenkind Lumumba aus dem Weg geräumt war, gab es für die Amerikaner keinen wichtigen Grund mehr, die Unabhängigkeit von Katanga zu unterstützen, so dass sie im Sicherheitsrat dem Beschluss

19 Vgl. zu den Kongosöldnern Frank Westenfelder, *Eine kleine Geschichte der Söldner. Historische Gestalten auf dem Weg in die Moderne*, Köln 2011, S. 222-225.

zustimmten, dass alle ausländischen Militärratgeber aus Katanga abgezogen werden. Für Washington bestand das Hauptziel darin, Nikita Chruschtschow und seinen Genossen das Monopol bei der Unterstützung der kongolesischen Nationalstaatsgründung streitig zu machen.

Während sich die vielfältigsten Interessen zwischen Ost und West einschließlich der UNO als Vermittlerin auf dem Wege des ehemaligen Belgisch-Kongo zur Unabhängigkeit der *Demokratischen Republik Kongo* einstellten gaben und die Weltpresse das Geschehen wie auch den bis 1962 andauernden Algerienkrieg verfolgte, geschah in einem anderen ebenfalls rohstoffreichen Land etwas, das die von de Gaulle proklamierte Dekolonisation der französischen Kolonialgebiete in Schwarzafrika von 1960 in einem bezeichnenden neokolonialen Licht erscheinen lässt.

Der Öffentlichkeit erschien die Unabhängigkeit dieser Länder auf friedlichem Weg erreicht. Denn die Verfassung der V. Republik sah anstelle des Kolonialregimes die Einrichtung einer „Communauté française“ vor, der die unabhängig gewordenen Länder freiwillig beitreten konnten. Verweigerten sie den Beitritt, erhielten sie wie Guinea automatisch ihre Unabhängigkeit. Über die „Communauté française“ bewahrte Frankreich eine privilegierte Stellung in den ehemaligen, jetzt unabhängig gewordenen Gebieten. Dazu gehörte zunächst das Französische als beibehaltene offizielle Verkehrssprache. Wichtiger war der wirtschaftliche und militärische Bereich: De Gaulle und Georges Pompidou entwickelten die wirtschaftliche und finanzielle Zusammenarbeit mit der Schaffung der „Communauté financière d'Afrique“ (CFA) und einer einheitlichen Währung;²⁰ zur militärischen Zusammenarbeit gehörte bis in die Gegenwart die Ausbildung und Ausrüstung der Armeen mit einer französischen Militärpräsenz.

Zu den in die Unabhängigkeit entlassenen Ländern gehörte auch Kamerun. Der kamerunische Schriftsteller Mongo Beti (1932-2001) veröffentlichte 1972 in Frankreich ein Buch über die Situation seines Landes: „*Main basse sur le Cameroun. Autopsie d'une décolonisation*“. Es wurde in Frankreich sofort verboten, konnte 1974 in Kanada erscheinen und wurde in Frankreich 1977 erneut veröffentlicht. Nach zwei weiteren Ausgaben erschien es 2010 versehen mit einem Vorwort von Betis Witwe Odile Tobner in einer Neuauflage.²¹ Beti schildert darin den verzweiferten Kampf der nationalistischen Partei Kameruns unter Ruben Um Nyobé (*1913, †13. Sept. 1958, erschossen von französischen Kolonialtruppen), der wie viele andere kamerunische Unabhängigkeitskämpfer getötet wurde. Die UNO wurde um Vermittlung gebeten, vertraute aber Frankreich die Organisation der Unabhängigkeit an. Von diesem Augenblick an führte die französische Regierung einen fürchterlichen Krieg gegen die Kameruner, die der nationalistischen Partei folgten. Im gleichen Augenblick, als Algerien um seine Unabhängigkeit kämpfte, fand weitestgehend verborgen vor den Augen der französischen Öffentlichkeit ein weiterer Kolonialkrieg statt mit einer ähnlich hohen Opferzahl wie in Algerien. Odile Tobner schreibt, dass sich zwischen 1960 und 2010, dem fünfzigjährigen Jubiläum der 1960 erfolgten Unabhängigkeitserklärung der ehemaligen schwarzafrikanischen Kolonien, in Kamerun nichts geändert habe.²²

20 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/CFA-Franc_BCEAO.

21 Mongo Beti, *Main basse sur le Cameroun. Autopsie d'une décolonisation. Préface inédite de Odile Tobner*, La Découverte, Paris 2010.

22 Ebd., S. 9.

INTERMEZZO 1: GEDANKENSPIELE VON ALBERT MEMMI

• „Der Frage, ob der Kolonisierte, sich selbst überlassen, mit den anderen Völkern Schritt gehalten hätte, kommt keine große Bedeutung zu. Die Wahrheit ist, dass wir darüber nichts wissen können. Möglicherweise wäre die Antwort negativ ausgefallen. Sicherlich lässt sich die Rückständigkeit eines Landes nicht nur mit dem Kolonialismus erklären. Nicht alle Länder sind dem Rhythmus Englands oder der Vereinigten Staaten gefolgt; jedes hatte seine besonderen Ursachen für seine Rückständigkeit und seine spezifischen Hemmnisse. Nichtsdestoweniger ist jedes seinen eigenen Weg und mit eigenem Tempo gegangen. Im übrigen kann man das historische Unglück eines Volkes mit den Schwierigkeiten der anderen rechtfertigen? Die Kolonisierten sind selbstverständlich nicht die einzigen Opfer der Geschichte, aber für sie bestand das Unglück eben in der Kolonisation.

Auf diese falsche Problemstellung läuft auch die für viele verwirrende Frage hinaus: hat der Kolonisierte nicht **trotzdem** von den Kolonisation **profitiert**? Hat der Kolonisator nicht **trotz allem** Straßen erschlossen, Krankenhäuser und Schulen gebaut? Dieser Einwand angesichts des schweren Lebens besagt wiederum nichts anderes, als dass die Kolonisation trotzdem von Nutzen war, denn **ohne die Kolonisation** gäbe es weder Straßen noch Krankenhäuser noch Schulen. Was können wir darüber wissen? Warum sollten wir unterstellen, dass der Kolonisierte in dem Zustand erstarrt wäre, in dem der Kolonisator ihn angetroffen hat? Ebenso gut könnte man das Gegenteil behaupten: wenn die Kolonisation nicht stattgefunden hätte, gäbe es heute mehr Schulen und Krankenhäuser. Wäre die tunesische Geschichte besser bekannt, so würde man sehen, dass das Land sich damals bereits voll im Umbruch befand. Nachdem er den Kolonisierten von jeder Geschichte ausgeschlossen, ihm jedes Werden untersagt hat, behauptet der Kolonisator dessen grundsätzliche Unbeweglichkeit, damals wie für alle Zeiten.“²³

• „Für den Kolonisierten sind alle Europäer in der Kolonie faktisch Kolonisatoren. Ob sie wollen oder nicht, unter einem bestimmten Aspekt sind sie das auch; durch ihre ökonomische Situation als Privilegierte, durch ihre Zugehörigkeit zum politischen Unterdrückungssystem, durch ihre Teilhabe an einem Gefühlskomplex, der den Kolonisierten negiert. Andererseits sind die Europäer in Europa potentielle Kolonisatoren: sie brauchen sich nur auf den Weg zu machen. Vielleicht ziehen sie sogar einen Nutzen aus der Kolonisation. Sie sind Anhänger oder zumindest unbewusste Komplizen dieser großen kollektiven Aggression Europas. Mit ihrem ganzen Gewicht, ob absichtlich oder nicht, tragen sie dazu bei, die koloniale Unterdrückung zu erhalten. Wenn schließlich Xenophobie und Rassismus darin bestehen, eine ganze menschliche Gesellschaft zu beschuldigen, von vornherein jedes beliebige Individuum dieser Gesellschaft zu verurteilen, indem man ihm ein Wesen und ein Verhalten unterstellt, das hoffnungslos unveränderbar und böse ist, dann ist der Kolonisierte in der Tat xenophob und rassistisch – er ist es geworden.“²⁴

23 Albert Memmi, *Der Kolonisator und der Kolonisierte. Zwei Porträts*. Mit einem Vorwort von Jean-Paul Sartre und einem Nachwort des Autors zur deutschen Ausgabe, Syndikat, Frankfurt a. M. 1980, S. 105 f. (Hervorhebungen wie im Vorspann auf S. 4 im Original).

24 Ebd., S. 118.

2 DIE DARSTELLUNG DER KONGOKRISE IN JEAN LARTÉGUYS „LES CHIMÈRES NOIRES“ (1963)

2.1 DER ROMANTITEL

Der 1963 erschienene Roman wurde 1965 ins Deutsche übersetzt und mit ähnlichem Umschlagbild unter dem Titel „Die grausamen Träume“ veröffentlicht. Er gehört zu den sechs Romanen Lartéguy²⁵, die zwischen 1961 und 1966 ins Deutsche übersetzt wurden. Sie sind inzwischen längst vergriffen, so dass im Folgenden die französische Originalausgabe von 1963 als Vorlage dient. Der Roman erfährt im Unterschied zu den vorausgehenden Titeln über den Algerienkrieg („Die Zenturionen“, „Die Prätorianer“) heute nicht mehr das Interesse, mit dem er bei Erscheinen noch rechnen konnte, obwohl er 1967 und 1996 neu aufgelegt wurde. Im Zusammenhang mit dem 2013 erfolgten Militäringagement Frankreichs in Mali kann jedoch auf ihn Bezug genommen werden, wenn in Blogbeiträgen diskutiert wird: „Die malischen Truppen sind nicht zu führen, solange keine europäischen Instrukturen die Armee umorganisieren; von ihnen geht eine öffentliche Gefahr aus; die Négritude²⁶ tritt tribalistisch²⁷ in Erscheinung, eingehüllt in Tarnanzüge, wie es Lartéguy in seinem Roman ‚Les Chimères noires‘ schildert. Alles muss unaufhörlich neu angegangen werden. Sie haben kein Pflichtgefühl und kein patriotisches Verständnis. Sie haben nur einen Anschein von Truppe und gehören zur schlechtesten Kategorie. Der Beweis: Sie waren nicht in der Lage, mit tausend Terroristen fertig zu werden. 24 Stunden nach dem Abzug der französischen Truppen werden die abtrünnigen Tuareg wieder den Ton angeben. Noch werden sie von unseren Einheiten zurückgehalten, übereinander herzufallen und Vergewaltigungen und Plünderungen auf die Tagesordnung zu setzen.“²⁸

Der deutsche Titel gibt weniger wieder, als der französische suggeriert. Unter dem Begriff Schimären sind im Deutschen *Hirngespinnste* oder *Trugbilder* zu verstehen. Das Attribut schwarz (*noir*) soll den Schimären offenbar das schwarzafrikanische Kolorit verleihen. Im Roman selbst wird darüber reflektiert:

„Wir Weißen haben Afrika mit Schimären bevölkert. Wir wollten diesem Land unsere Götter überstülpen, unsere Ideologien, unsere Techniken ... Schauen Sie, das ist es, was la Roncière mit seinem revolutionären Krieg bezwecken wollte! Aber Afrika hat mit seinem großen Magen alles verdaut. Und was ist dabei herausgekommen? Diese zusammengesetzten, monströsen Tiergestalten. Was bleibt von einer Ideologie wie dem Kommunismus, der sich für unwiderlegbar gehalten hat? Nichts als ein paar Begriffe wie **kapitalistische Ausbeutung** oder **Unterstützung der Massen**, mit denen man wie mit einem neuen Gewürz die alten Palaver garniert. Und was bleibt von unseren Techniken, auf die wir so stolz sind? Einige Gebrauchsanweisungen für Basteleien. (...) Wir werden wütend, wenn wir in den schwarzen Hirngespinnsten verunstaltete und denaturierte Stücke von den Vorstellungen, Techniken und Göttern wiedererkennen, die wir Afrika überstülpen wollten.“²⁹

25 Seit Mai 2013 gibt es eine Biographie: Hubert Leroux, *Jean Lartéguy, le dernier centurion*, Collection Biographies. Éditions Tallandier. Paris 2013.

26 Eine literarisch-philosophische politische Strömung, die für eine kulturelle Selbstbehauptung aller Menschen Afrikas und ihrer afrikanischen Herkunft eintritt.

27 Verständnis der Gesellschaft als einer Ansammlung verschiedener Gemeinschaften oder Stämme.

28 Vgl. <http://www.camps-parachutistes.org/t3457-attaque-islamiste-en-cours-dans-le-centre-de-gao-actualise>.

29 Jean Lartéguy, wie Anm. 11, S. 419.

2.2 DIE ROMANHANDLUNG (TEIL 1)

Die Kongokrise hat seinerzeit bis in die Wehrpflichtjahrgänge der Bundeswehr ihr Echo gefunden. Bei Geländeübungen konnte gerüchteweise verbreitet werden, dass sie den Zweck hätten, für den Einsatz in den Savannen von Katanga vorzubereiten.³⁰ Das heißt, dass die bei der dortigen Dekolonisation und den in ihrem Zuge auftauchenden Problemen Interessen auf dem Spiel standen, die deutlicher als im Korea-, Indochina- oder Algerienkrieg die Kulisse des „Kalten Krieges“ im Bewusstsein der Öffentlichkeit erscheinen ließen, zumal die UNO bei ihrem ersten Blauhelmeinsatz mit militärischen Erzwingungsmaßnahmen in eine schwierige Situation geraten war, weil Frankreich und England sich in ihren politischen Bestrebungen bei dem, wie die Kongokrise nach UNO-Vorgaben gelöst werden sollte, zunächst stark beeinträchtigt sahen.

Jean Lartéguy verfasste seinen Roman zum größten Teil aus persönlicher Zeugenschaft und mit dem am 25. Juli 1963 – Datum, das er unter den letzten Romansatz setzte – möglichen Erkenntnisstand. Daraus ergibt sich, dass er neben den Beteiligten eine Fülle von Gegebenheiten kannte, in die sie verstrickt waren. Er entschied sich für einen chronologischen Aufbau, wobei sich wegen des stellenweise vorgenommenen Perspektivwechsels manche Abschnitte chronologisch überlagern. Der Romananfang mit Paris als Schauplatz ist ohne genauere Zeitangabe in die Herbst- und Wintermonate 1960/61 gesetzt. Der Handlungsverlauf präzisiert sich mit dem Abflug der französischen Hauptbeteiligten von Brüssel nach Elisabethville Anfang Februar 1961. Dabei fällt auf, dass damals noch nicht genau zu klären war, wann Patrice Lumumba ermordet worden war. Denn Lartéguy erwähnt, dass bei der Zwischenlandung in Rom die Zeitungen davon berichten, dass Lumumba zwischen dem 10. und 12. Februar mit zwei seiner Minister ums Leben gekommen sein muss. Heute steht jedoch fest, dass Lumumba bereits am 17. Januar 1961 tot war, und zwar ermordet.³¹

Lartéguy folgt dann den Ereignissen in manchmal tageweise aufgezählter Chronologie in den Kapiteln 2 bis 10, wobei das letzte erwähnte Datum der 23. Dezember 1961 ist. Das letzte kurze Kapitel bezieht sich auf die endgültige Schlussphase der zwischen 10. und 21. Januar 1963 militärisch gelösten Kongokrise und der Rückgliederung Katangas in die Demokratische Republik Kongo. Es liegt ihm jedoch nichts an einem reinen Reportagecharakter, weshalb er in einem Vorspann auch festhält, dass er zwar den dramatischen Ereignissen im Kongo aus der Nähe gefolgt sei, sein Personal aber wie auch die geschilderten Abenteuer fiktiv seien.

Neben den französischen drei Hauptpersonen Jean-Marie la Roncière, Thomas Fonts und Karl Kreis spielen andere Beteiligte wichtige Rollen: der französische Journalist und Kongokorrespondent Félicien Dorat, ein ebenfalls französischer Abenteurer mit journalistischen Ambitionen, denen er am besten durch seine Tätigkeit als Inhaber der „Mitsouko“-Bar in Elisabethville folgen kann, weil in der Bar alle Europäer aus den verschiedenen Ländern ein- und ausgehen; die Konsuln der USA, Großbritanniens, Frankreichs und Belgiens mit ihren Familien; der Ire Patrick O'Maley als UN-Beauftragter zur Umsetzung der UN-Resolution, die den Abzug aller ausländischen Freischärler und politischen Berater aus Katanga und die Beendigung der Sezession forderte, und sein indischer General Siddartha; der Präsident von Katanga Kimjanga mit seinem belgischen Generalsekretär Justin Pimuriaux, Innenminister Bongo und seinem obersten Militär Nadolo. Nicht zu übersehen

30 Persönliche Erinnerung von F. H.

31 Heute weiß man sogar die genaue Uhrzeit: am 17. Januar 1961 um 21.43 „*taumelte der Körper des ersten demokratisch gewählten Ministerpräsidenten des Kongo rückwärts in die Grube*“ (David Van Reybrouck, *Kongo. Eine Geschichte*, Suhrkamp, Berlin 2012, S. 366).

ist, dass Lartéguy wie in seinen vorausgegangenen Romanen bei der Charakterisierung seiner Figuren Maß an tatsächlichen Figuren der Zeitgeschichte genommen hat, ohne dass in einem deckungsgleichen Sinne von einem Schlüsselroman zu sprechen wäre.

Ort der Handlung ist nach dem ersten in Paris spielenden Kapitel Katanga, vor allem Elisabethville. Das letzte Kapitel hat Kolwezi zum Schauplatz, eine nordwestlich von Elisabethville gelegene Stadt, die neben Jadotville und Elisabethville zu den Zentren der *Union minière* gehört und wohin sich Kimjanga in seinen letzten Präsidententagen zurückgezogen hat.

Der persönliche Berater des französischen Staatspräsidenten Dumont – es ist an Jacques Foccart und Charles de Gaulle zu denken³² – unterhält sich mit einem befreundeten Oberst der *École Militaire* über das Ansuchen von Katanga an die französische Regierung, Berater nach Afrika zu schicken. Dabei ist von Katanga aus der Name von la Roncière erwähnt worden. Katanga richtet sich deshalb an Frankreich, weil belgische Berater wegen der gerade erfolgten Unabhängigkeit von Belgien nicht in Frage kommen, Frankreich aber durch die dekolonisationspolitischen Verlautbarungen de Gaulles in Afrika viel Beachtung gefunden hat. Die Regierung steht einer solchen Einflussnahme nicht abgeneigt gegenüber, muss aber am Auswärtigen Amt vorbei lavieren, weil wegen des fortwährenden Algerienkrieges und der UNO halber das außenpolitische Terrain ein derartiges Engagement ausschließt. Finanzielle Erwägungen gegenüber der *Union minière* und Rohstoffinteressen an katangischen Kupfer, Kadmium, Kobalt und Germanium, an allen seltenen Metallen im Atomzeitalter, sprechen aber für eine Entsendung von Beratern, wenngleich die Vorgehensweise nicht regierungsamtlich sein darf, sondern getarnt erfolgen muss. Die mit de Gaulle seit 1958 auf *grandeur* und *Force de frappe* ausgerichtete Machtpolitik, die in der Atomfabrik von Pierrelatte und den angestrebten A-Bombentests in der Sahara Gestalt annimmt, bedarf solcher Grundlagen.³³

La Roncière, Oberstleutnant, müsste seinen Abschied aus dem Armeedienst nehmen, um als Befehlshaber der katangischen Armee zu fungieren. Seine Personalakte lässt ihn sowieso nicht für weitere Beförderung in der Armee als geeignet erscheinen. Er gehört nämlich zu einer Reihe anderer beunruhigender Offiziere, die, wie der Algerienkrieg zeigte, den Virus der politischen Agitation in sich tragen und als nicht ganz berechenbar erscheinen, gilt er doch als einer der besten Spezialisten des *revolutionären Krieges*.³⁴ Damit er in Katanga nicht zu sehr aus dem Ruder laufe, wird ihm Thomas Fonts zur Seite gestellt, der als Geheimdienstmann immer wieder diplomatische Missionen zu erfüllen hat, zum Beispiel in Guinea, wo sich Präsident Ahmed Sékou Touré nicht auf die von de Gaulle vorgegebene Dekolonisationslinie einlassen, sondern seine Ziele unabhängig von Frankreich

32 Siehe Eric Chiaradia, *L'entourage du général de Gaulle: Juin 1958 – Avril 1969*, Publibook, Paris 2011, S. 534.

33 Lartéguy, wie Anm. 11, S. 18 f. – Bereits bei der Berliner Kongo-Konferenz 1884/85 war es zu Absprachen zwischen Belgien und Frankreich gekommen, um englischen Interessen zuvorzukommen. Falls Belgien seine angestrebte Kongo-Kolonie aufgeben würde, hätte Frankreich, das am nördlichen Ufer des unteren Kongo seine Kolonie einrichten wollte, ein Vorkaufsrecht: Gregor Schöllgen, Friedrich Kiessling, *Das Zeitalter des Imperialismus*, Oldenbourg, München 2009, S. 57.

34 Ebd., S. 15, 19. – Sucht man nach einem Vorbild, ist am ehesten an den in Katanga kurzfristig tätigen Roger Trinquier zu denken, aber auch an Charles Lacheroy. Oder an Roger Faulques, als Fallschirmoffizier in Indochina und Algerien, der ebenfalls in Katanga war, nachdem er aus der Armee ausgeschieden war und neben seinem Freund, dem bekannten Söldner Bob Denard (http://de.wikipedia.org/wiki/Bob_Denard), für ein unabhängiges Katanga kämpfte. (Roger Trinquier konnte sich jedoch wegen des von Guy Weber gegen seine Person ausgeübten Widerstandes nicht lange in Katanga halten und musste wieder nach Frankreich zurückkehren.)

verfolgen möchte.³⁵

Zu den beiden gesellt sich der deutschstämmige ehemalige Fremdenlegionär Karl Kreis, der unter la Roncière in Indochina und Algerien gedient hat. Er sucht auch ein neues Betätigungsfeld, so dass ihm die Begegnung mit la Roncière gelegen kommt. La Roncière beginnt weitere Einsatzwillige zu werben und macht in der Öffentlichkeit kein Hehl daraus, dass er eine Truppe für Katanga braucht. Er hat sich bereits ein Bild von Katanga gemacht: „*Die Zukunft des Kongo ist Katanga, dort, wo Weiße und Schwarze reibungslos zusammenleben. Es müsste genügen, dieses Land, das über beachtliche finanzielle Ressourcen verfügt, mit einer gut trainierten Armee und einer soliden politisch-militärischen Organisation auszustatten, damit es die Schreihäse der UNO³⁶ in Schach halten kann. Dazu genügt eine Mannschaft guter Techniker des revolutionären Krieges*“ (S. 31).³⁷ Jedenfalls strebt er an, die schwarze Bevölkerung näher an die weiße heranzuführen, was ihm in Algerien 1958 für kurze Zeit mit der einheimischen und den französischen Siedlern gelungen war, so dass eine algerisch-französische Aussöhnung sogar noch für de Gaulle möglich schien. Denn im Unterschied zur kongolesischen Hauptstadt Léopoldville (heute Kinshasa), wo seit den Wirren um Lumumba Anarchie herrscht, sind von Katanga aus neue Ordnungsimpulse zu setzen, zumal die Schornsteine der *Union minière* noch rauchen. Indessen wäre dafür zu sorgen, dass die weiße Bevölkerung mehr in den Hintergrund träte, damit der Kolonialcharakter verschwimmt (S. 102). La Roncière erwägt sogar, die Algerienfranzosen als Siedler für Katanga zu rekrutieren, weil er für sie in Algerien keine Zukunft mehr sieht (S.32).³⁸

La Roncière wird aber schnell in seine Schranken gewiesen. Es kommt den katangischen wie auch den französischen Bestrebungen nicht gelegen, dass sie in der internationalen Öffentlichkeit bekannt werden. Der belgische Vermittler Kimjangas, Justin Pimeriaux, sieht zu, dass die drei aus Frankreich heimlich verschwinden und schließt im Namen von Kimjanga einen Vertrag mit ihnen ab. Sie werden zur Enttäuschung des ehrgeizigen und seiner Bedeutung bewussten la Roncière sogar mit einer falschen Identität ausgestattet und bekommen entsprechende Ausweise, mit denen sie von Brüssel aus nach Katanga abfliegen. La Roncière hat indessen die Zusicherung erhalten, dass er eine Stelle erhalten soll, als sei er der katangische Kriegs- und Innenminister, wenn er auch nicht mit diesem Titel in Erscheinung treten darf, da für die Öffentlichkeit schwarzafrikanische Persönlichkeiten fungieren, die zu Ministern ernannten Freunde Kimjangas.

Bei der Ankunft in Elisabethville versucht Pimeriaux die in Frankreich Angeheueren so unauffällig wie möglich vom Flugplatz in ihre Unterkunft zu begleiten, weil überall mit internationaler Aufmerksamkeit für das Geschehen zu rechnen ist. Die Chancen für die Sezession Katangas haben sich nämlich durch die Ermordung des kongolesischen Ministerpräsidenten in Elisabethville verschlechtert. Pimeriaux ist entsetzt, als er davon erfährt. Der UN-Sicherheitsrat reagiert sehr schnell und verabschiedet eine Resolution mit dem Ziel, dass alles europäische Personal, das mit öffentlichen bis paramilitärischen Belangen befasst ist, einschließlich der anwesenden Söldner aus ver-

35 Ebd., S. 21 ff.

36 Auch de Gaulle machte aus seiner Verachtung der UNO bei ihren Friedensbemühungen im Kongo kein Geheimnis. Am 10. September 1960 sprach er in Nantes von der UNO als „*le machin qu'on appelle l'ONU*“ (= das Ding, das man UNO nennt).

37 1958 soll Roger Trinquier gesagt haben: „*Donnez-moi cent égorgeurs et je terroriserai Paris*“ (*Gebt mir hundert Mörder und ich werde Paris terrorisieren*). Vgl. Ludo De Witt, *L'assassinat de Lumumba*, Karthala, Paris 2010, S. 159.

38 Ähnliche Gedanken äußert die Frau des englischen Konsuls. Sie bringt de Gaulle mit der Idee in Verbindung, die Algerienfranzosen nach dem Krieg in Katanga unterzubringen (S. 277).

schiedenen Nationen aus dem Kongo abgezogen wird, damit ein kongolesischer Bürgerkrieg noch verhindert werde. Da es zu la Roncières Eigenschaften gehört, immer auch die Sichtweise der anderen Seite in sein Urteil einzubeziehen, erschließt er, was hinter der Ermordung Lumumbas in Elisabethville stehen müsste: „An der Stelle derer, die die Sezession Katangas verhindern wollen, würde ich sagen, dass dieser Mord von denen arrangiert wurde, die die großen kapitalistischen Interessen vertreten und Afrika selbst weiter kontrollieren wollen“ (S. 54). Denn Lumumba war ja frei gewählt, hat also Mehrheiten hinter sich zu bringen verstanden, während er von Katanga aus nur als Kommunist gesehen wird, was zum Routinediskurs in der politischen Öffentlichkeit gehört.³⁹

Auch Kimjanga kann die in seinem Auftrag angeworbenen Franzosen nicht einfach willkommen heißen und in sein Umfeld integrieren. Denn es sind noch zu viele Belgier im Land, deren Interessen er berücksichtigen muss, zumal er sie noch zu seinem Machterhalt braucht. Da der belgische Militärbefehlshaber von den angeworbenen Franzosen gehört hat und seine Position gefährdet sieht, wird er bei Kimjanga vorstellig und setzt ihn unter Druck. Im Norden Katangas haben sich nämlich bereits bürgerkriegsähnliche Zustände ausgebreitet, da die Balubas, ein Bantu-Volk, als eine der zahlreichsten Bevölkerungen des Kongo in ihrem Hass auf die Weißen weiter in Katanga vordringen. Von den 1 800 000 Einwohnern Katangas zählen nämlich 1 000 000 zu den Balubas, die die neuen katangischen Autoritäten nicht anerkennen, aber auch nicht ursprünglich in Katanga ansässig waren.⁴⁰

Die Belgier geben vor, über alle Mittel zu verfügen, um den in Nordkatanga kämpfenden Baluba Widerstand entgegenzusetzen, vor allem über Munition und erforderlichen Nachschub. Die Franzosen können noch nichts Gleichwertiges anbieten, da sie noch keine Nachschubwege geschaffen haben. Deshalb sehen sich die Franzosen bereits als überflüssig an und würden am liebsten wieder nach Frankreich zurückkehren. Die mit ihnen abgeschlossenen Verträge erscheinen sinnlos. La Roncière sieht aber schnell die Möglichkeit, die Belgier auszustechen, da sie nur auf die Bekämpfung der Balubas setzen. La Roncière bringt seine *psychologische Kriegführung* aus dem Arsenal seiner Vorstellung vom *revolutionären Krieg* in Anschlag, denn er hat sich vorgenommen, Afrika als ein großartiges Terrain für Erfahrungen mit allen Methoden des *subversiven Krieges* zu betrachten (S. 125): „Eine klassische Situation: In Katanga kann sich eine Mehrheit, die Balubas, nicht gegenüber einer Minderheit, die alle Macht und alle Posten besetzt, zur Geltung bringen. Wir müssen, wenn wir uns auch nicht gleich mit ihnen verbünden können, ihnen zumindest ehrenwerte Stellungen anbieten und mit der Unterdrückung Schluss machen“ (S. 133). Außerdem reist ein Mitarbeiter des persönlichen Beraters des französischen Staatspräsidenten an, um sich mit Kimjanga ins Einvernehmen zu setzen und die Gültigkeit der Vertragsabschlüsse einzufordern. So werden die Belgier ausgebootet. Denn Kimjanga hat sich überzeugen lassen, dass die Franzosen sich auch besser um die Balubas in Nordkatanga kümmern werden. Thomas Fonts soll sogleich als technischer Ratgeber den katangischen Minister für das Transportwesen nach Nordkatanga begleiten, um sich einen

39 Von afrikanischer Seite wurde ihm vor allem vorgeworfen, dass er ihre Stammestraditionen nicht gewürdigt habe, weil ihm der von den Kolonisatoren immer geförderte Tribalismus bei der Formierung der Republik hinderlich erschien.

40 Die Balubas seien die „Juden Afrikas“ genannt worden. Die belgischen Arbeitgeber hätten sich um sie bemüht, weil sie als intelligenter und entwickelter als die Einheimischen angesehen wurden. Sie besetzten in der *Union minière* alle subalternen Positionen und stellten die Facharbeiter, was immer wieder zu Reibungen geführt habe (Lartéguy, wie Anm. 11, S. 131 f.). Überhaupt hätten die Belgier während ihrer Kolonialherrschaft immer wieder verschiedene Stämme gegeneinander ausgespielt, damit sie bei Unzufriedenheit sich eher untereinander bekriegten, als gegen die Kolonisatoren aufzubegehren (ebd., S. 204).

Überblick zu verschaffen. Kreis wird la Roncière unmittelbar untergeordnet und soll sich in einem Militärcamp die geeignetsten Soldaten aussuchen, um sie zu schlagkräftigen Mitgliedern in Para-Kommandos auszubilden. Dazu muss er sich mit den dort noch tätigen ausländischen Instruktoren arrangieren, deren Vorgesetzter er wird. Gleichzeitig soll er in den Para-Kommandos auf die verschiedenen Stammeszugehörigkeiten keine Rücksicht nehmen, sondern alle Soldaten zu einer kampffenschlossenen Einheit zusammenführen.

Thomas Fonts macht in Nordkatanga Erfahrungen, die ihn an allem zweifeln lassen, was er meint mit la Roncière einleiten zu können. Am Schluss wird er von der UNO beschuldigt, am nordkatangischen Fluss Lukugo verantwortlich für einen Völkermord zu sein. Denn dort war es zu einer Auseinandersetzung zwischen zwei Balubastämmen gekommen, von denen Fonts gemeint hatte, dass er sie miteinander versöhnen könnte. Aber das Gegenteil tritt ein. Der Raffiniere der beiden Stammesführer, den Fonts als Autorität gebietend erfährt, weshalb er ihn als Stütze seiner Vermittlungsabsichten wählt, macht nämlich Fonts, ohne dass der es gleich merkt, zu seinem Werkzeug, mit dem er sich der UNO gegenüber und in der Hierarchie der Balubas Vorteile verschaffen will. Als Fonts sich dessen bewusst wird, ist es bereits zu spät. (Fonts Erkenntnis: „*Die ersten totalen Kriege waren die Stammeskriege. Es gab keine Gnade, man rottete sich aus*“ [S. 177]). Der eine Stamm wird nämlich überfallen und fast vollständig mit seiner ganzen Infrastruktur vernichtet. Denn es geht dem Sieger um seine konkurrenzlose Position im *Balubakat*, der Organisation, die die Balubas zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen geschaffen haben. Fonts sollte gefangen genommen, an den Vorsitzenden des Balubakats ausgeliefert und der UNO überantwortet werden. Der Sieger verbreitet nämlich, dass Fonts seinem Gegner Waffen geliefert habe, damit er selbst bekriegt würde. Dem sei er nur zugekommen, wozu es der Ausschaltung seines Gegners und seiner Anhängerschaft bedurfte (S. 187). Belgische Instruktoren, die sich durch das Auftauchen von Fonts verunsichert fühlen, verunglimpfen Fonts ebenfalls bei der UNO und bezichtigen ihn der Anstiftung des Stammeskrieges. Als dann noch der UNO-Beauftragte für den Kongo, O'Maley, im Hubschrauber die Massakerregion überfliegt und Fonts zu erkennen meint, der gerade auf dem verwüsteten Schlachtfeld angekommen ist, reagiert er nicht auf dessen Handzeichen, damit der Hubschrauber lande, sondern fliegt davon in der Überzeugung, Fonts auf frischer Tat ertappt zu haben.

Fonts überkommt die Lust, alles im Stich zu lassen und nach Frankreich zu flüchten. Aber die 3.000 Kadaver würden nicht so leicht aus seiner Erinnerung zu tilgen sein. Außerdem empört ihn seine Entdeckung, dass die UNO ganz offensichtlich in Nordkatanga mit den aufrührerischen Balubas paktiert, weil diesen nicht an einem unabhängigen Katanga gelegen ist, das mit Weißen zusammenarbeitet. Für die weitere Tätigkeit der Franzosen im Sinne der von Kimjanga angestrebten Unabhängigkeit Katangas muss jedoch Nordkatanga aufgegeben werden, weil es im Augenblick von Elisabethville aus nicht unter Kontrolle zu bringen ist.⁴¹

41 Che Guevara resignierte 1965 im Kongo, so dass er mit seinen Kämpfern nach siebenmonatigem Aufenthalt das Land verließ. Mit Bitterkeit notierte er: „*Während jener letzten Stunden im Kongo hatte ich mich so alleine gefühlt wie nie, weder in Kuba noch an irgendeinem anderen Ort meiner Wanderungen durch die Welt*“ (David Van Reybrouck, wie Anm. 31, S. 389).

INTERMEZZO 2: AUSZUG AUS DER REDE VON PATRICE LUMUMBA AM 30. JUNI 1960, DEM TAG DER UNABHÄNGIGKEIT DES KONGO

Die Erfahrungen, die die Franzosen nach ihrer Ankunft im Kongo machen, sprechen dem Hohn, was sie sich unter einem gerade unabhängig gewordenen Staat vorstellen. Die Situation nach der Ermordung Lumumbas erfährt ihr Aushängeschild auf dem Flughafen von Léopoldville, der Hauptstadt (heute in Kinshasa umbenannt), wo sie zwischenlanden. Betrunkene Soldatenhorden geben eine Anschauung davon, was für sie „Uhuru“ – Überschrift des zweiten Kapitels – bedeutet. In Swahili heißt das „Unabhängigkeit“, „Freiheit“. Sie belästigen die aussteigenden Passagiere und verprügeln einen kongolesischen Diplomaten, den sie für einen Verräter halten. Es stinkt nach abgestandenem Urin, niemand scheint sich um die Toiletten zu kümmern. Dabei soll nach Aussagen des Sabena-Personals inzwischen ein besserer Zustand erreicht sein, als bei Eintritt der Unabhängigkeit, als die Belgier abrückten und die Schwarzafrikaner ihre Arbeit einstellten. Dennoch ähnelt für einen Sabena-Angestellten der Flughafen eher einem Bordell, in dem sich die Schwarzafrikaner vergnügen (S. 63).

Von der vielversprechenden Rede, mit der Lumumba am Tag der Unabhängigkeit am 30. Juni 1960 beeindruckte und die heute als Schlüsseltext der Entkolonialisierung zu den großen Reden des zwanzigsten Jahrhunderts gehört, war zu der Zeit, als die Franzosen im Kongo und später in Katanga ankommen, nichts mehr zu spüren:

„Auch wenn heute die Unabhängigkeit des Kongo proklamiert wird im Einvernehmen mit Belgien, einem befreundeten Land, mit dem wir auf gleichem Fuß stehen, so kann kein Kongolese, der dieses Namens würdig ist, vergessen, dass wir die Unabhängigkeit im Kampf errungen haben, in einem Kampf von Tag zu Tag, einem glühenden und idealistischen Kampf, bei dem wir weder Mühen noch Entbehrungen scheuten, der uns Leid brachte und für den wir unser Blut gaben.

Wir sind zutiefst stolz auf diesen Kampf der Tränen, des Feuers und des Blutes, denn es war ein edler und berechtigter Kampf und unentbehrlich, um der erniedrigenden Sklaverei, die uns gewaltsam auferlegt wurde, ein Ende zu bereiten.

Das war unser Schicksal während der achtzig Jahre der Kolonialherrschaft; noch sind unsere Wunden zu frisch und zu schmerzhaft, um sie aus unserem Gedächtnis zu verbannen. Wir mussten zermürende Arbeit leisten, zu einem Lohn, der es uns nicht ermöglichte, den Hunger zu stillen, uns zu kleiden und in anständigen Verhältnissen zu wohnen und unsere Kinder als geliebte Wesen großzuziehen.

Wir wurden verhöhnt und beleidigt, wir mussten morgens, mittags und abends Schläge ertragen, weil wir Neger waren. Wer wird jemals vergessen, dass man einen Schwarzen selbstverständlich duzte – nicht etwa, wie man einen Freund duzt, sondern weil das respektvolle ‚Sie‘ den Weißen vorbehalten war? Wir mussten erleben, dass man unser Land raubte aufgrund von Texten, die sich Gesetze nannten, in Wirklichkeit aber nur das Recht des Stärkeren besiegelten.

Wir mussten erleben, dass das Gesetz für Weiße und Schwarze nie gleich war: entgegengesetzt für die einen, grausam und unmenschlich für die anderen. Wir wurden Zeugen des schrecklichen Leides jener Menschen, die wegen ihrer politischen Überzeugung oder ihres Glaubens verbannt wurden; im eigenen Land im Exil, war ihr Schicksal schlimmer als der

Tod.

*Wir mussten erleben, dass es in den Städten herrliche Häuser für die Weißen gab und baufällige Hütten für die Schwarzen, dass Schwarze weder in die Kinos noch in die Restaurants und Geschäfte der Europäer durften; dass Schwarze auf Schiffen unter Deck reisten, zu Füßen der Weißen in ihren Luxuskabinen.*⁴²

Wenn Lumumba einleitend davon spricht, dass Belgien ein befreundetes Land sei, mit dem die Kongolesen auf gleichem Fuß stünden, so dürfte das für zahlreiche seiner Zuhörer, zu denen auch der belgische König gehörte, eine anmaßende Zumutung gewesen sein, deren sich Lumumba bewusst gewesen sein muss. Denn wie sollten sich die *weißen* Herren mit ihren Damen so schnell auf die Augenhöhe mit von ihnen Kolonisierten und deshalb Geduzten einstellen, wo doch Augenhöhe nichts anderes als eine Demütigung ihres *weißen* Selbstverständnisses sein musste? Galten doch die Schwarzafrikaner als unmündige Kinder, die barfuß zu laufen hatten, der Vormundschaft bedurften und von den Belgiern entsprechend *pupilles*, also *Mündel* genannt wurden. Wollte ein Schwarzer sich den Weißen angleichen, kaufte er sich ein Paar Schuhe. Deshalb bestand eine weitere Erniedrigung der Weißen darin, einen Schwarzen, der einen Weißen vor den Kopf gestoßen hatte, dazu zu zwingen, seine Schuhe auszuziehen. Ähnlich verfahren dann die Schwarzen nach dem Ausrufen der Unabhängigkeit des Kongo: Der anstößige Weiße hatte seine Schuhe auszuziehen, wobei den weißen Frauen Schlimmeres widerfahren konnte, weil eine weiße Frau in seine Gewalt zu bringen erst das richtige Herrschaftsgefühl vermittelte (S. 29).⁴³

2.2 DIE ROMANHANDLUNG (TEIL 2)

Für O'Maley geht es bei dem UNO-Auftrag, die Sezession Katangas zu beenden und die territoriale Ganzheit des Kongo zu gewährleisten, um einiges mehr: Zwar sollen die europäischen Militärs mit den belgischen Beratern, den Söldnern und dem belgischem Oberbefehlshaber ausgewiesen werden, wie auch der belgische Generalsekretär Kimjangan Julien Pimuriaux los zu werden ist; nicht zuletzt möchte O'Maley jedoch der jungen Frau des englischen Konsuls imponieren. Seine Beobachtungen in Nordkatanga kamen ihm sehr gelegen, weil er einen Grund geliefert bekam, dass Söldner wie Thomas Fonts nur Unheil stiften. Insgesamt haben die Söldner inzwischen für genug Aufsehen gesorgt, so dass sie im Ruf stehen, mit der Bezeichnung „*les Affreux*“ (= die Schrecklichen) genügend gekennzeichnet zu sein. Der Journalist Dorat sorgt in einem unterhaltsamen Artikel dafür, wie die Bezeichnung zustande gekommen sei. Als ein Söldnertrupp von einem harten Einsatz in Nordkatanga zurückgekehrt sei, seien alle schmutzig, unrasiert, von Pusteln übersät gewesen und hätten kräftig nach Schweiß gerochen. So hätten sie auf einer Terrasse Platz genommen, auf der sich eine Reihe sehr gepflegter junger Damen aus der besseren Gesellschaft aufgehalten hätte. Angewidert hätten sie auf die seltsamen Männer geschaut und eine habe gerufen: „*Aber was sind denn das für Leute?*“

42 Abgedruckt in David Van Reybrouck, wie Anm. 31, S. 324 f.

43 Wie Albert Memmis Charakteristik des Kolonisators und des Kolonisierten zu entnehmen ist, ist das Bedürfnis, den Kolonisatoren ähnlich zu werden, weit verbreitet. So zählte die andere große jüdische Bevölkerungsschicht neben der ostjüdischen, nämlich die des nordafrikanischen Maghreb, neben der osteuropäischen die zahlreichste, zu den von Frankreich Kolonisierten. Er schreibt dazu: „*Ob Neger, Jude oder Kolonisierter, es kommt also darauf an, dem Weißen, dem Nichtjuden oder Kolonisator möglichst weitgehend ähnlich zu sein.*“ (Albert Memmi, wie Anm. 23, S. 112). Bei den Kolonisierten ist es also eine allgemeine Bestimmung, dass sie den weißen Herren ähnlich zu sein wünschen oder – wie es bei Lartéguy (S. 249) heißt – als Schwarzafrikaner aufhören wollen, Neger zu sein: „*se libérer d'être des nègres*“.

Die sehen ja wirklich schrecklich aus!“ Ein Söldner polnischer Herkunft habe sich bei ihnen bedankt, dass sie endlich einen Namen bekommen hätten, und entbietet seine Verehrung: *„Mit besten Empfehlungen, teure Dame, ein Schrecklicher grüßt ein paar kleine Truthennen“* (S. 213 f.).

Fonts registriert, dass Dorat das Lächerliche, mit dem sich viele Söldner aufplustern und durch die Stadt flanieren, gut getroffen habe. La Roncière fühlt sich stimuliert, endlich seine algerischen Erfahrungen umzusetzen und Elisabethville eine andere Ausstrahlung zu geben. Für ihn handelt es sich darum, endlich den Eindruck eines real existierenden Staates Katanga zu schaffen. In Wirklichkeit gebe es nämlich nichts davon: die Bevölkerung sei in sich uneinig, es gebe eine Armee so wenig wie eine Verwaltung. Dazu will er sich auf seine algerischen Erfahrungen stützen. Zu denen gehöre es, zunächst die weiße Bevölkerung auf Linie zu bringen und propagandistisch zu konditionieren. Der Reihe nach sei die Bevölkerung zu kartieren, mit genauen Anweisungen und Parolen zu versehen, so dass es zu einer Mobilisierung komme. Noch im Scherz schlägt Fonts vor, das Gerücht zu streuen, es existiere eine geheime Widerstandsbewegung, in der sich die Belgier von Elisabethville zum Kampf für die katangische Unabhängigkeit versammeln. Er schlägt das Kürzel „MIR“ vor, das ihm spontan einfällt und von dem er selbst nicht weiß, was es bedeutet. La Roncière greift die Idee auf und macht Fonts zum Vorsitzenden, Generalsekretär und Schatzmeister. Als er sieht, wie sich la Roncière Notizen macht und Waffenkäufe organisiert, fragt er sich, was la Roncière dabei für Provisionen erhalte.

Schließlich erhält Katanga zum Ärger O'Maleys eine eigene Verfassung. Der Rektor der Universität hat sie ausgearbeitet. Bisher sah es nämlich für O'Maley so aus, als könne er Kimjanga dazu bewegen, sich nach Léopoldville zu begeben, um über die Bedingungen zu verhandeln, die der Sezession ein Ende setzen. Inzwischen hat sich sogar die neue belgische Regierung mit dem stellvertretenden Ministerpräsidenten und amtierenden Außenminister Paul-Henri Spaak für die Einheit des Kongo ausgesprochen und sich den UNO-Vorgaben angeschlossen. O'Maley möchte umgehend die Operation „Punch au Rhum“ auslösen, mit der die UNO-Resolution umgesetzt werden soll. Gewalt soll auf jeden Fall vermieden werden. Der indische General der UNO-Truppen Siddartha ist indessen überzeugt, dass nur gewalttätiges Vorgehen zu einer Lösung führen würde, zumal sich der wichtigere Teil der betroffenen Personen, die ausgewiesen werden sollen, in schneller Tarnung jedem Zugriff der UNO entziehen würde. So tauchen UNO-Soldaten im Morgengrauen des 28. August vor den Türen der Auszuweisenden auf. Von den 600 Betroffenen entziehen sich 89 den Ausweisungsaufgaben. Unter ihnen sind die drei Franzosen. Siddartha hat es auch auf Innenminister Bongo abgesehen, weil er ihn für den Mörder Lumumbas hält, und möchte ihn vor Gericht bringen. Bongo wehrt sich entschlossen und erfolgreich. Im Hause von Pimeriaux kommt es zu einem Zwischenfall, als ein UNO-Soldat einen der aggressiv bellenden Dobermann-Hunde erschießt. Am Nachmittag gelingt es Fonts in der Begleitung einiger Journalisten, eine empörte Menge auf belgische Einrichtungen zu lenken, Scheiben einzuwerfen und belgische Flaggen herunterzureißen.

Als O'Maley sich am Abend ins französische Konsulat begibt, wohin er eingeladen ist, bekommt er zu spüren, wie „Punch au Rhum“ aufgenommen wurde. Es wird ihm vorgeworfen, söldnerische Gurkhas in massakrierender Absicht auf die Europäer losgelassen zu haben. Um nicht seiner aggressiven Gegenwehr zu erliegen, nimmt er vorzeitig Abschied. Während er der Gesellschaft den Rücken kehrt, trifft ihn ein harter Gegenstand, und jemand ruft ihm hinterher, dass er bald eine Abreibung beziehen werde.

La Roncière zieht es vor, sich zu verstecken, und zwar in der *cité africaine*, wo er sich am sichersten fühlen kann. Für „Punch au Rhum“ soll es Vergeltung geben, womit Anfang September die Phase der Gewalttätigkeiten erreicht wird, in deren Folge eine neue UNO-Operation mit militärischen Einsätzen – „MORTHOR“ genannt, was auf Hindi „zuschlagen“ heißt – Antwort gibt, um endgültige Klarheit zu schaffen, zumal die katangischen Mittel gegenüber dem, was die UNO aufbringen kann, begrenzt sind.⁴⁴

Eigentlich ist la Roncière nicht mehr sehr überzeugt von dem, was er sich vorgenommen hat. Auch Kimjanga neigt dazu, aufzugeben, und taucht unter, weil er sich nicht nach Léopoldville begeben möchte. Nie hat la Roncière sich entmutigter und einsamer als in der *cité africaine* gefühlt, wo er im Hause von Innenminister Bongo untergeschl pft ist. Wenn er an Jenny, die Frau des englischen Konsuls, denkt, die sich mit ihm auf ein Verhältnis eingelassen hat, fasst er wieder einigen Mut. Sie hat ihm angeboten, in das benachbarte Rhodesien auf die Plantage ihres Vaters hin berzuwechseln. Sie würde ihn sogar begleiten. Sie vertritt solche Interessen, wie er sie von den französischen Siedlern in Algerien kennt, und hängt am schönen Afrika der Weißen. Ihretwegen fühlt er sich neu motiviert, wenngleich das „*menschliche Material*“ (= „*matériel humain*“, S. 246 und öfter), das er für weitere psychologische und subversive Kriegführung benötigt, wenig Hoffnung macht. Es ist ihm zu unbeständig, flüssig, knetbar. Gleichzeitig wirkt es auf ihn wie Nitroglycerin, unberechenbar explosiv und eher dem Zufall unterworfen, so dass er sich nur schwer vorstellen kann, es zu seiner Verfügungsmasse zu formen. Hinzukommt seine Abneigung gegenüber seinen schwarzafrikanischen Nachbarn: Sie stoßen ihn mit ihrem fettigen Schmutz, ihrem Kindergewimmel, ihren Abfllen und ihrem Geruch nach zerstampfter Hirse, Schweiß und saurem Bier ab.

Als sich Fonts zu ihm gesellt, werden die Pläne fassbarer. Denn es ist klar, dass es nicht genügt, die weiße Bevölkerung zu mobilisieren. Damit würde der kolonialistische Charakter der Sezession nur unterstrichen. Gegenüber den 10 000 Weißen wären jetzt die 180 000 bis 200 000 Bewohner der *cité africaine* zu bearbeiten und zu einer Demonstration gegen die UNO zu formieren. La Roncière weiß, dass das nicht ohne Blutvergießen gehen darf, wenn die Weltöffentlichkeit gegen die UNO aufgebracht werden soll. Er gesteht dabei Fonts, dass er an Katanga so wenig Interesse hat wie Fonts. Aber: „*Ich möchte bestimmte Methoden ausprobieren. Außerdem bin ich gewissenhaft; ich bin verpflichtet worden, um zu kämpfen, also zu siegen*“ (S. 249).

Bongo lässt sich schnell überzeugen, mit seinen Landsleuten etwas gegen die UNO zu unternehmen. Er bezahlt Agitatoren, die stadtviertelweise die Bevölkerung aufzuputschen beginnen. Grobe Parolen und Kriegsgesnge, unterlegt von Tamtam, f llen die Straßen. La Roncière möchte vor allem schwarze Frauen mit ihren Kindern und ihrem Schreckensgeschrei in der vordersten Reihe sehen, während es ihn selbst gruselt und er in sein Zimmer flüchtet, um sich die Ohren zuzuhalten. Die Frauen sollen bei der Demonstration gezielt vor das UNO-Hilfshospital geführt werden, damit dort die UNO bedrängt werde und sich zur Wehr setzt.⁴⁵ Bongo weiß, dass auf schwarzafrikanischer Seite Leichen produziert werden müssen, damit die anwesenden Auslandskorrespondenten etwas zu berichten haben. Bongo sucht einen seiner Vertrauten aus, der aus der Menge Schüsse auf die Frauen abgibt, während diese auf die UNO-Soldaten zudrngen, bis diese von ihren Schusswaffen Ge-

44 Die von Lartéguy benutzten Namen der UNO-Operationen entsprechen den tatsächlichen Bezeichnungen, und der jeweilige Verlauf entspricht den Ereignissen.

45 La Roncière geht es gezielt um die Rolle der Frau im modernen Krieg: „*Diese Rolle ist wesentlich. Wer gewinnen will, muss die Frauen auf seiner Seite haben. In Indochina, in Algerien haben wir uns nicht genügend auf die Frauen gestützt. Wir werden es hier tun*“ (S. 140).

brauch machen.

Das Arrangement zeigt seine Früchte: Unter den Augen der Journalisten, die sich indessen vorstellen können, dass es bei der Demonstration nicht mit rechten Dingen zugeht (Dorat durchschaut alles: S. 263), als zuerst eine Frau und ein katangischer Gendarm von Pistolenschüssen zu Boden gestreckt werden. Im immer chaotischer werdenden Verlauf erschießen UNO-Soldaten 8 Demonstranten. Das internationale Presseecho fällt für die UNO verheerend aus (S. 269 ff.). Dabei erkennt O'Maley schnell, dass er mit seinen Soldaten in eine Falle geraten ist (S. 271 f.). Obwohl er weiß, dass die Toten geplant waren, kann er sich nicht mehr dagegen wehren, dass Blut an seinen Händen klebt (S. 265).

Jenny liegt jetzt daran, dafür zu sorgen, dass la Roncière sich in Sicherheit bringt. Als er in Rhodesien ankommt, fühlt er sich wie von einem Albtraum befreit. Denn dort geben die englischen weißen Herren noch absolut den Ton an, und alles folgt einem geordneten europäischen Gang. Doch auch hier macht sich die Stimmung breit, dass aus dem Kongo schnell ein Funke ihre heile Welt in Brand setzen könnte.

Der Generaldirektor der *Union minière* bedauert inzwischen, dass er die französischen Söldner hat anheuern lassen. Er fürchtet, dass sie die politischen und ökonomischen Realitäten des Landes mit ihren Taktiken in einem Bürgerkrieg versinken lassen, dem auch die *Union minière* zu opfern wäre. Kimjanga hingegen triumphiert und stellt auf einer Pressekonferenz dar, woran die UNO erfolgreich gehindert worden ist, nämlich Katanga zu vernichten.

O'Maley möchte indessen im Sinne seines Auftrages härter durchgreifen, scheut vor dem nächsten Schritt nicht zurück und setzt am 13. September die Operation „MORTHOR“ in Gang. Aber auch hier gibt es ein weiteres Hindernis für die Vorgehensweise, falls ein militärischer Einsatz nicht zu umgehen ist. Da nämlich der UNO-Generalsekretär seine Wiederwahl betreibt, hängt er von der Zustimmung wichtiger Länder ab, die mit Skepsis auf die Ereignisse im Kongo schauen. So steht auch „MORTHOR“ unter einem ungünstigen Stern, da die zur Verfügung stehenden Mittel nur unter erheblichen Vorbehalten einzusetzen sind, während die Gegenseite der UNO alles entgegengesetzt wird, was sich auf die Beine stellen lässt. Dabei muss weiter geblufft werden. So will Fonto den Eindruck erwecken, als stünden dem Präsidenten Kimjanga 10 000 Kämpfer zur Verfügung. In Kleingruppen, unversehens an den verschiedensten Stellen der Stadt auftauchend, sollen der UNO Nadelstiche versetzt werden, wohingegen die UNO-Soldaten den Stadtkampf scheuen (S. 374). Den Söldnern und ihren Anhängern steht sogar ein mit Maschinengewehren und Raketen nachgerüstetes Schulflugzeug, eine Fouga, zur Verfügung. Sie zerstört die auf dem Flugplatz stehenden amerikanischen Flugzeuge, die die UNO mit Nachschub versorgen, und fliegt Einsätze über der Stadt, damit der Eindruck einer katangischen Luftwaffe erweckt wird. Karl Kreis vollbringt mit den von ihm ausgebildeten Soldaten erfolgreiche Einsätze, so dass die ungeübten UNO-Truppen, die sich nicht für Kampfhandlungen entsandt sehen und die von ihren Herkunftsländern nicht zur Teilnahme an einem Krieg bestimmt sind, sich verunsichern von den in der Stadt besetzten Positionen zurückziehen. O'Maley muss fürchten, dass die europäischen Einheiten sich eher den kämpfenden Söldnern und der europäischen Bevölkerung verbunden fühlen.⁴⁶ Den Weißen

46 Bei der Einkreisung und Gefangensetzung einer irischen UNO-Einheit stellt sich Kreis auf die Seite des irischen Hauptmannes, um ihn vor den Erniedrigungen seiner schwarzafrikanischen Soldaten zu schützen, die im Bierrausch zu allen Schandtaten neigen (S. 354). Das heißt, dass sich im Verlaufe von „MORTHOR“ immer deutlicher zeigt, wie sehr Weiße und Schwarze voneinander getrennt sind und schließlich auch die Söldner über den Schatten ihrer

von Elisabethville ist es auch gelungen, den Radiosender zu übernehmen und mit entsprechender Begleitmusik von „Radio-Katanga libre“, „MORTHOR“ und die UNO-Kräfte zu verunglimpfen. Die UNO-Soldaten sollen mit ihren Transistoren mithören. Radio Brazzaville aus dem französischen Kongo verbreitet die Nachricht, dass in Elisabethville gekämpft werde wie in Budapest beim Volksaufstand im November 1956. Schließlich tritt eine Situation ein, dass die in Gang geratenen Kampfhandlungen und ihre Opfer das Hauptquartier der UNO in New York veranlassen, die Verantwortung für „MORTHOR“ zu leugnen und den in Elisabethville eingesetzten Kräften die Rückendeckung zu entziehen.

Der Generalsekretär der UNO – Dag Hammarskjöld wird nicht namentlich genannt – kommt nach Léopoldville. Er möchte mit Kimjanga verhandeln, der noch gar nicht recht begreifen kann, was er für gute Karten in der Hand hat, während la Roncière schon triumphiert und sich in der Gestalt Kimjangas als Sieger in dieser „wahnsinnigen Pokerpartie“ sieht (S. 377). Kimjanga setzt nämlich auf Anstiften la Roncières die Bedingungen für ein Treffen mit dem Generalsekretär fest, will sich aber nicht nach Léopoldville begeben, weil das wie eine Niederlage aussähe, und erwartet ihn an seinem Zufluchtsort im rhodesischen Grenzgebiet. Als die Maschine dort gesichtet wird, landet sie jedoch nicht, sondern fliegt aus unersichtlichen Gründen weiter und stürzt kurze Zeit später ab, wobei alle Passagiere ums Leben kommen.

Kimjanga fühlt sich angesichts des Scheiterns von „MORTHOR“ als Sieger. Nadolo, einer seiner besten Soldaten, der jedoch in den Augen von Kreis völlig unfähig ist, wird auf Empfehlung von la Roncière zum General befördert, indem man ihn zum Sieger über die gefangen gesetzte irische Truppe erklärt, womit Kreis auch von dessen gefährlicher Eifersucht entlastet wird. Die katangische Führung unter Kimjanga fühlt sich so ihres Erfolges sicher, denn Katanga hat sich in den Augen der internationalen Öffentlichkeit mit seinen schwachen Kräften gegen einen überlegenen Aggressor zur Wehr gesetzt und hat mit seinem Blutzoll sein Anrecht auf Unabhängigkeit bewiesen (S. 310). Kimjanga gibt la Roncière den Auftrag, in Frankreich Prachtuniformen zu beschaffen, damit er sich eine Präsidentengarde schaffen kann, mit der er in Elisabethville paradieren will. Nadolo verfasst am 5. Oktober einen großsprecherischen Tagesbefehl an seine Truppen und ist überzeugt, dass es keiner weiteren Hilfe aus Europa bedarf (S. 407 f.).

Ein Oberst der UNO-Truppen verfasst indessen einen Bericht über die Ereignisse, aus dem sich Maßnahmen für die im Dezember ergriffenen nächsten Schritte ergeben:

„Unter der Leitung französischer Söldner, die mit den Techniken des revolutionären Krieges vertraut sind, ist die europäische Bevölkerung von Elisabethville vollständig erfasst worden. Die Stadt wurde in Viertel und Sektoren eingeteilt worden, an deren Spitze Verantwortliche stehen.

Nach den uns in die Hände gefallenen Dokumenten hat jeder Verantwortliche einen genauen Auftrag:

- den katangischen Befehlshaber über unsere Truppenbewegungen zu unterrichten;*
- an Schnittpunkten Barrikaden zu errichten aus Benzinkanistern, die mit Erde gefüllt sind,*

Abhängigkeit von ihren afrikanischen Geldgebern und deren europäischen Auftraggebern springen, weil sie sich solidarisch mit den Weißen ihresgleichen auf der anderen Seite stehen sehen, was ihnen von ihren schwarzafrikanischen Mitkämpfern sowieso beständig unterstellt wird.

aus Fahrzeugen, Stacheldraht und verschiedenen Hindernissen, die in unbenutzten Garagen untergebracht sind;

- *in Kellern und an wichtigen Stellen Bunker aus Sandsäcken oder sogar aus Zement herzustellen. In diesen Bunkern sind Vorrichtungen zum Aufstellen automatischer Waffen, Bazookas und rückstoßfreie Kanonen installiert;*
- *in allen Sektoren sind Zivilisten mit Uniformen, Gewehren und Granaten ausgerüstet worden.*

Es ist schätzungsweise von 5 000 belgischen Zivilisten auszugehen, die in dieser Organisation zusammengefasst sind.

Die so kartierte und organisierte Stadt stellt eine beachtliche Festung dar, die erfolgreich einem Infanterieangriff Widerstand leisten kann, wenn dieser nicht mit Artillerie oder aus der Luft unterstützt wird“ (S. 414).

Was hier aufgeführt wird, entspricht aber nicht den Tatsachen, sondern spiegelt die Taktik la Roncières wider, zum Schein eine Geheimarmee aufzustellen, für die er zwar einige Verantwortliche findet, die aber der Mitglieder entbehrt, weil sich die Belgier nach „MORTHOR“ so sicher fühlen, dass sie nicht weiter über UNO-Maßnahmen nachdenken wollen. Fons reist abenteuermüde und verliebt unversehens ab und wird nur von Kreis, der ihn schätzen gelernt hat, zum Flugplatz begleitet: Er folgt der Tochter des amerikanischen Konsuls, die er in Elisabethville kennenlernte und sie wie bisher keine Frau liebt, heiratet sie bald und erhält einen neuen Auftrag als Konsul in Kuba. Denn die französische Regierung zeigt kein Interesse mehr am Einsatz ihrer Landsleute in Katanga. Auch für la Roncière wird es enger. Nadolo möchte ihn loswerden. Aber auch unter den Belgiern gerät er in Misskredit, weil es einigen Belgiern gelingt, ihn der Kuppelei und des Waffenhandels zu bezichtigen. Er kehrt über Rhodesien nach Frankreich zurück, nachdem er vom Sicherheitschef der katangischen Führung des Verrats bezichtigt wurde und verhaftet werden sollte. In Frankreich beginnt er sogleich mit der Abfassung eines Buches, in dem er seine Erfahrungen in Katanga aufarbeitet.⁴⁷

O'Maley wird von seinem Posten abberufen. Aber alles weist darauf hin, dass das UNO-Vorhaben endgültig zu einem Ende gebracht werden soll, zumal die Amerikaner inzwischen vom Antikommunismus der kongolesischen Führung in Léopoldville überzeugt sind und die katangische Sezession beendet sehen wollen. General Siddartha greift im Dezember mit der Unterstützung von Jagdflugzeugen Elisabethville an. Die Soldaten Nadolos sind völlig überrascht und ergreifen kopflos die Flucht. Kreis soll die Situation retten, kann sich aber nur auf wenige Söldner stützen, so dass auch er aufgibt, zumal Frankreich und England ihre Unterstützung der katangischen Sezession aufgegeben haben. So gelingt es dieses Mal, Kimjanga zu einem Flug nach Léopoldville zu bewegen und sich dem Kongo wieder anzuschließen. Am 21. Dezember kehrt er gebrochen nach Elisabethville zurück. Er hat aber nicht mit Bongo gerechnet, der ihn zum Weitermachen auffordert, weil er in Léopoldville zur Unterschrift gezwungen worden sei, so dass er sich nicht an die UNO-Vereinbarungen gebunden zu fühlen brauche. Kimjanga fasst Mut, bestellt Kreis und beauftragt ihn, sich zurückzuziehen, aber in der Nähe von Kolwezi neue Soldaten zu rekrutieren und eine Einheit von 200 Mann aufzustellen. Auch Kreis ist nicht mehr überzeugt, aber gehorcht mit seinem Söldnergewissen

⁴⁷ Von Roger Trinquier liegt ein Buch vor, das er nach seinem Aufenthalt in Katanga mit zwei anderen Autoren verfasst hat: „*Notre guerre au Katanga*“ (1963)

im Namen der Söldnerehre.

Das letzte Kapitel schildert ein letztes Aufbäumen mit schließlichem (vorläufigem?) Beigeben Kimjangas innerhalb von 11 Tagen im Januar 1963. Während Bongo und Kimjanga, dieser jedoch weniger davon überzeugt, auf die totale Zerstörung aller belgischen Einrichtungen hinwirken wollen, damit keine Spuren an die Weißen und die Kolonisation erinnern, vollzieht Kimjanga eine neue Kehrtwendung, nachdem er neue Hoffnung für ein weiteres Amt in der Demokratischen Republik Kongo schöpfen kann. Als Kreis vom neuen Generaldirektor der *Union minière* von der Zerstörung des wichtigen Staudammes abgehalten wird, zieht er den Zorn Bongos auf sich, der anders als Kimjanga keinen bodenlosen Hass auf die Weißen hegt. Aber Kimjanga ist es recht, dass der Staudamm erhalten bleibt. Er zahlt Kreis für seine Dienste aus. Kreis setzt sich mit einigen anderen Söldnern in einem Zug der *Union minière* nach Angola ab, von wo er jederzeit auf ein Hilfesuchen Kimjangas reagieren würde.

INTERMEZZO 3: DER KOLONISIERTER ALS WITZFIGUR FÜR DEN EUROPÄISCHEN KOLONISATOR

„Kommt ein russischer Soldat in einen Uhrenladen im besetzten Berlin, nimmt eine der fünf Uhren, die er von Passanten erzwungen hat, von seinem Arm, gibt sie dem Uhrmacher und sagt: ‚Maschin kaputt!‘

Der Uhrmacher öffnet die Uhr vorsichtig, nimmt eine Pinzette, entfernt eine tote Laus und zeigt sie dem russischen Soldat unter der Lupe.

‚Ich verstehen‘, sagt der Russe, ‚Maschinist tot!‘ “

Das ist einer der bekanntesten Russenwitze, die im Nachkriegsdeutschland erzählt wurden und in denen die Überheblichkeit nachklingt, mit der gegen die zu kolonisierenden Slawen 1941 ins Feld gezogen wurde. Solche Witze folgen seit jeher einem bekannten, alten Muster. So werden über Friesen Witze gemacht oder in Frankreich über die Belgier usw. Antike Fabeln konnten schon das Gefälle zwischen personalisierten, aus menschlicher Sicht klugen und dummen Tieren für ihren einfachen Aufbau nutzen, um Menschen übereinander zum Lachen zu bringen.

Lartéguy lässt einen Belgier während des Fluges nach Katanga Fonds eine Anekdote erzählen, die diesem Witzmuster folgt:

„Als Lumumba in das Haus des Generalgouverneurs einzog, musste er jeden Tag den Installateur rufen lassen, damit er das Bidet reparierte. Aber das ist keine schmutzige Geschichte: Mme Lumumba glaubte nämlich, dass das Bidet dazu diente, dass man Hirse darin stampfe. Jeden Morgen kam sie mit einem Stampfer und begann die Körner zu zerdrücken. Das Porzellan brach entzwei. Acht Mal wurde das Bidet ausgetauscht. Lumumba schloss daraus, dass belgisches Porzellan nichts taugt. Aus diesem Grunde soll er sich auf Verhandlungen mit den Russen eingelassen haben.

Fonds lachte laut auf. ‚Hören Sie mal, wenn Mme Lumumba nicht wusste, was man mit einem Bidet macht, dann liegt das vielleicht daran, dass Sie es ihr nicht beigebracht haben. Wenn ich Nähmaschinen verkaufe, muss ich Einführungskurse geben. Und wenn ich Bidets verkaufe...?‘

Dem Belgier kamen die Tränen vor Lachen. Er stellte sich diesen kleinen Franzosen vor, wie er den dicken Negerinnen Kurse gab, die bis dahin ihren Hintern ein paar Mal in einen Teich tauchten und sich dabei wohlfühlten.“⁴⁸

Albert Memmi analysiert dieses immer auf der Lauer liegende Gelächter des Kolonisators, wenn er den Kolonisierten bei etwas beobachtet, das dieser im Unterschied zum Weißen nicht völlig beherrscht. Oder das eigenartige Befremden des Weißen, wenn er ganz vertraute menschliche Empfindungen beim Kolonisierten erkennen müsste:

„Ein Kolonisierter, der einen Wagen fährt, bietet ein Schauspiel, an das der Kolonisator sich nicht gewöhnen will; er streitet ihm jede Normalität ab, wie bei einer Affenpantomime. Ein Unfall, selbst ein schwerer, der einem Kolonisierten widerfährt, bringt ihn fast zum Lachen. Eine Gewehrsalve in eine Menge von Kolonisierten nötigt ihn allenfalls zu einem Achselzucken. Im übrigen erinnert ihn eine eingeborene Mutter, die den Tod ihres Sohnes

48 Lartéguy, wie Anm. 11, S. 57.

beweint, oder eine eingeborene Frau, die über ihren Mann trauert, nur undeutlich an den Schmerz einer Mutter oder einer Gattin. Diese unkontrollierten Schreie, diese fremdartigen Gesten reichen aus, sein Mitgefühl sofort wieder erstarren zu lassen, sobald es sich regt. Letzthin berichtete uns ein Schriftsteller humorvoll, wie man die rebellierenden Einheimischen ähnlich wie das Wild in große Käfige getrieben hatte. Dass man auf den Gedanken mit diesen Käfigen verfiel, es wagte, sie auch zu bauen und – vielleicht mehr noch – dass man den Reportern erlaubt hatte, die Beute zu fotografieren, das alles zeigt nur zu gut, dass dieses Schauspiel im Geist seiner Organisatoren nichts Menschliches mehr an sich hatte.“⁴⁹

49 Albert Memmi, wie Anm. 23, S. 86.

3 ZU LARTÉGUYS DARSTELLUNG VON EUROPÄISCHEN SÖLDNERN, SCHWARZAFRIKANERN UND DES REVOLUTIONÄREN KRIEGES

3.1 JEAN-MARIE LA RONCIÈRE, THOMAS FONTS UND KARL KREIS

Jean-Marie la Roncière

„Les erreurs dues à la bonté d’âme sont (...) la pire des choses. Comme l’usage de la force physique n’exclut nullement la coopération de l’intelligence, celui qui en use sans pitié et ne recule devant aucune effusion de sang prendra l’avantage sur son adversaire.“ (Roger Trinquier, *Guerre, subversion, révolution*, Robert Laffont, Paris, 1968.)

(„Die Irrtümer, die auf die Seelengüte zurückgehen, sind die schlimmsten. Da der Gebrauch physischer Gewalt die Mitwirkung der Intelligenz nicht ausschließt, wird derjenige, der rücksichtslos von ihr Gebrauch macht und vor dem Blutvergießen nicht zurückschreckt, seinem Gegner überlegen sein.“)

Aus Katanga kommt eine direkte Anfrage an die französische Regierung, ob Jean-Marie la Roncière dorthin entsandt werden könne. Das führt dazu, dass die französischen Entscheidungsträger das persönliche Dossier mit der Zusammenstellung seiner Beurteilungen studieren, die im Laufe seiner Militärkarriere umfangreich geworden sind und aus denen ausführlich zitiert wird. Sein durchgängig hervorgehobener militärischer Ehrgeiz und sein Einsatz bei allen ihn betreffenden Aufträgen haben ihn zu einer Persönlichkeit gemacht, vor der sich seine Vorgesetzten fürchten können, wenn sie sie nicht für ihre Bedürfnisse instrumentalisieren, wie das der Präsidentenberater Dumont macht (S. 24). Er scheint in eine sich ankündigende technokratisch durchorganisierte Welt zu gehören, während Thomas Fonts, der ihm von den Vorgesetzten zur Seite gestellt wird, eher deren Sympathien trägt, weil er etwas verführerisch Abenteuerliches und Begeisterndes an sich hat, mit dem er auf seine Mitwelt wirkt. Für Chaudey, Oberst an der *École Militaire*, ist la Roncière eine *bête à médailles*, ein auf Auszeichnungen versessener Dummkopf, der sich nach der Lektüre einiger politischer Werke im Besitz der Wahrheit glaubt, nach der er sich die Welt modellieren möchte (S. 34).

Der Leser nimmt also von Anfang an Notiz von den Vorbehalten, die la Roncière gegenüber bestehen. Der amerikanische Konsul in Elisabethville verstärkt sie dann endgültig, als er, mit einem Glas Whisky in der Hand, O'Maley gegenüber auf la Roncière zu sprechen kommt. Er verkörpere alles, was er hasse: die Verachtung der Menschen, die sich darin zeige, dass er sie kategorisiert, den Rassismus, den Faschismus, die Deportationscamps, den Krieg; er sei ein kalter Mensch, mutig und effizient, sehr nützlich, wenn er solide geführt werde; bei den *Marines* gebe es solche Offizierstypen, denen die Amerikaner aber das Denken verboten hätten (S. 393).

Lartéguy gibt als Erzähler selbst eine Einschätzung ab:

„Wie viele Offiziere, die durch die strenge Schule der Résistance, des Indochina- und Algerienkrieges gegangen waren, machte sich la Roncière eher eine kindliche Vorstellung von der kapitalistischen Welt, ihrer Organisation und der Verschachtelung ihrer Trusts, die die Textur vorgab. Die Offiziere sprachen untereinander darüber, ohne zu sehr daran zu glauben, als handle es sich um Mythen, die gerne aufgeblasen werden oder um Vogelscheuchen, die man in öffentlichen Veranstaltungen beschwört. Keiner unter ihnen konnte zulassen, dass in unserer Epoche

solche aus der Mode gekommenen Systeme überleben konnten und dass der Staat nicht längst nach ihnen gegriffen hätte, um ihre Führung seinen Beamten zu übergeben. Ohne es zu bemerken, vielmehr ganz in dem Glauben befangen, dass sie einer entgegengesetzten Ideologie anhängen, waren diese Offiziere Sozialisten geworden.

La Roncière machte sich also bewusst, dass diese großen Angelegenheiten immer noch existierten, sie sogar über das Schicksal ganzer Länder entscheiden, ja sich die Dienste Hunderter solcher Menschen, wie er einer war, leisten konnten. Auf einmal merkte er, dass er sich von einem Täuschungsvorgang hatte einfangen lassen, indem er dessen Komplize wurde. Selbst auf technischer Ebene kam ihm die allmächtige Gegenwart der Welt des Geldes nur hinderlich vor. Wie sollte man es anstellen, das gesellschaftliche Handeln in den Dienst der Banken zu stellen und einen psychologischen Krieg führen, um Erzminen zu verteidigen? Wie sollte man eine Nation schaffen, wenn es nur um die Rechtfertigung der Privilegien einer Finanzgruppe ging?“ (S. 126 f.).

Was Lartéguy hier schildert, ist nichts anderes als eine Parallelausführung nationalsozialistischen Gesellschaftsverständnisses in französischen Offiziersköpfen. La Roncière nimmt sich indessen vor, sich nicht so vereinnahmen zu lassen oder zu „versöldnern“, dass er seine wichtigsten Prinzipien aufgeben müsste, selbst auf die Gefahr hin, dass er seine Auftraggeber hinters Licht führen müsste.

Als es um die Vorbereitung der Demonstration gegen die UNO geht, zeigt sich in einem Dialog mit Fonts, wie kalt la Roncière kalkuliert. Fonts fragt ihn nämlich, wozu ihm die Demonstration nützlich sei, ganz abgesehen von den enormen Risiken, die er auf sich nähme, zumal es nicht einmal drei Zeilen in der Presse gäbe.

„Das wird nicht der Fall sein, wenn es Tote gibt. Ich möchte, dass die UNO-Truppen in die Menge schießen, besonders auf Frauen und Kinder.“

Fonts pfiff durch die Zähne:

„Das Afrikanerviertel bedeutet dir nichts.“

„Wir sind es doch nicht, die diese Frauen und Kinder ermorden, sondern die UNO, die Verteidiger der Ordnung und der Farbigen, die Wortführer der Dritten Welt und des guten Gewissens. Es wird sowieso Tote geben, wenn die kongolesische Armee in den Flugzeugen der UNO in Elisabethville landet: vergewaltigte Frauen, aufgeschlitzte Kinder, zerstückelte Männer ... für nichts. Du wirst sehen, dass nicht einmal jemand darüber sprechen wird!“

„Du willst es also riskieren?“

„Aber gewiss doch! Ich habe dich nicht für so ein Sensibelchen gehalten, mein kleiner Thomas! Wenn ich mich recht erinnere hattest du zumindest in Indochina oder Algerien weniger Gewissensbisse, um Menschenmengen Maschinengewehre entgegenzuschicken.“

„Ich improvisierte nur...“

„Pardon?“

„Im Vorhinein eine solche Operation mit allen Details methodisch vorzubereiten, zu wissen, wen du zum Sterben bestimmst, und die Zeit festzulegen, wann es jemanden treffen wird..., das bereitet mir Unbehagen. Wir wirken wie Leute, die eine Hinrichtung vorbereiten, als seien wir Richter oder Staatsanwälte.“

„Das unterscheidet uns voneinander: du improvisierst, was dir erlaubt, Entschuldigungen zu finden... Später können deine Freunde sagen: Thomas ist wieder ein bisschen leichtsinnig gewesen, während du die Straßen mit Leichen fülltest! Ich sehe den Tatsachen ins Gesicht und be-

trüge nicht. Ich töte aus einem genauen Grund in Anbetracht eines genauen Ziels die wenigen Menschen, deren Tod mir wichtig erscheint, um meine Pläne auszuführen. Später werde ich dann als Kriegsverbrecher angeklagt!‘

„Jean-Marie, du kannst ohne Leidenschaft töten und töten lassen, ich nicht. Ich investiere keine Leidenschaft in die Rettung Katangas. Mag Kimjanga gewinnen oder ein anderer... was macht das schon? Das war in Indochina und Algerien ganz etwas anderes...‘

„Du redest wie eine Frau, Thomas: ich liebe, also habe ich das Recht zu allem, sogar zu töten... Ich liebe nicht, nichts ist mehr erlaubt! Ich habe mit Katanga so wenig am Hut wie du... aber ich folge der Logik. Ich möchte hier bestimmte Methoden ausprobieren. Außerdem bin ich gewissenhaft; ich bin verpflichtet worden, um zu kämpfen, also zu siegen‘ (S. 248 f.).“

Der Leser, der „*Les centurions*“ gelesen hat, erkennt in la Roncière Züge, die auch Boisfeuras' Portrait ausmachen. Zu Frauen findet la Roncière kein rechtes Verhältnis. Er ist geschieden, von Kindern keine Rede. Jenny, die Frau des englischen Konsuls, lässt sich mit ihm auf ein Verhältnis ein. Sie sieht in ihm am ehesten denjenigen, der sie und ihre europäische Stellung in Gestalt auch ihres Vaters auf der rhodesischen Seite mit seinem Leben verteidigen würde. Als sie sich jedoch nach dem vorläufigen Sieg über die UNO in vermeintlicher Sicherheit wähnt, ein jugendliches Kleid trägt und mit ihren Kindern guter Stimmung ist, spürt la Roncière ob solcher Naivität, wie der für ihn entscheidende Faden zwischen ihm und Jenny zerreißt. Sehr roh klärt er sie darüber auf, dass Katanga nicht mehr zu retten sei, was dann auch Auswirkungen auf Rhodesien haben wird. Noch während er so spricht, fühlt er sich linkisch wie ein verliebter Pennäler, der in Eifersucht versinkt, weil er sich chancenlos gegenüber einer Frau sieht, die er in ihrer Familie aufgehoben und mit ihr vereint erlebt, wohingegen er nichts dergleichen hat. Bisher hatte sie ihren Familienhintergrund zu verbergen gewusst. Jetzt ist sie wie er vor den Kopf gestoßen. La Roncière wirft ihr vor, dass sie ohne Gewissensbisse wie die meisten Frauen akzeptiere, dass ihrer Sache wegen veranlasst werde, dass Menschen getötet werden; aber sie erträgt es nicht, dass darüber gesprochen wird (S. 398 f.). Verständlich, dass la Roncière Fonts um die Leichtigkeit seines Umgangs mit anderen Menschen beneidet. Er selbst sieht sich immer wie einen Fremden, durch Konventionen und Tabus gehemmt. Wenn er gegen sie in übertriebener Weise verstößt, geht er, der protestantisch erzogen wurde, äußerst ungeschickt zu Werke und schließlich immer zu weit (S. 136, 413).

Thomas Fonts

Während sich la Roncière nach einigen Unannehmlichkeiten ohne Abschied und Geleit aus Katanga über Rhodesien nach Frankreich absetzt – die französische Regierung möchte nicht, dass er sich länger in Katanga aufhält – und dann nur noch von ihm zu hören ist, dass er in Paris außer sich selbst der ganzen Welt Vorwürfe mache, weil er gescheitert ist und mit seinem Buch nicht recht vorankommt (S. 423), hat sich Thomas Fonts schon zeitiger aus Katanga zurückgezogen, nach wie vor in Einklang mit sich selbst mit der neuen Erfahrung einer beständigen Liebe. Der zurückbleibende Kreis fasst zusammen, worin für ihn der Unterschied zwischen la Roncière und Fonts besteht: „*An Fonts erinnert man sich, mit la Roncière arbeitet man einen Lebensabschnitt lang zusammen*“ (S. 447).

Seiner amerikanischen Geliebten, der er am Schluss nachreisen wird, erzählt er einmal, was ihn zu dem machte, der er ist: Als der spanische Bürgerkrieg zu Ende ging, war er 18 Jahre alt. 500 000

Flüchtlinge aus Katalonien kamen, verfolgt von franquistischen spanischen Milizionären, über die Grenze ins französische Katalonien, wo Thomas Fonts geboren ist. Thomas war mit seinem Vater an die Grenze gegangen, um Verwandte abzufangen, bevor sie in die Konzentrationslager von Argelès oder anderswohin geleitet wurden. Ein Mann, ein alter Spanier, hatte eine Handvoll Erde aufgehoben, bevor er französischen Boden betrat, und so die Grenze überschritten. Ein behelmter Angehöriger der mobilen Wache mit brutalem, schändlichem Gesicht hatte ihn mit höhnischem Grinsen und einem Gewehrkolbenstoß die Erde aus der Hand geschlagen, während seine Kameraden lachten. Der Vater von Thomas musste ihn daran hindern, sich auf diesen Schergen zu stürzen. Und seit diesem Tag hasste er alles, was die Ordnung verkörpert, ohne sich bisher davon befreit zu haben (S. 294 f.).

Seine Aufenthalte in Afrika hinterlassen ein zwiespältiges Gefühl in ihm. Zum einen hat er Angst, zum anderen findet er sich schnell mit dem Gewimmel und der Unordnung ab, wahrscheinlich weil ihm die Unordnung liegt und weil er die Neger liebt (S. 53). Inzwischen ist er vierzig und ist sich nicht mehr so sicher, was er in Afrika zu suchen hat. Seit Jahren leidet er an Schlaflosigkeit und fühlt sich in Afrika verwesen und wie von Tausenden Würmern verschlungen (S. 165).

Sein erster Auftritt in der europäischen Gesellschaft in Elisabethville lässt ihn bemerkenswert erscheinen: Er scheint sich nicht zu langweilen. Jenny fragt ihn, ob er vom Mars komme. Er entgegnet, dass er ein Gesandter des Planeten sei, um die Schimmelschicht zu überwachen, die die Erde bedecke. Jenny stutzt.

„Was für eine Schimmelschicht?“

„Die Menschen! In China haben sie sich so stark vermehrt, dass wir die Berge nicht einmal mehr mit dem Teleskop erkennen. Das ist sehr störend: wir müssen uns absolut davon befreien.“

„Was für eine Behandlung schlagen sie gegen diese Schimmelschicht vor?“, fragte Joan.

„Dieselbe wie immer, ihre Selbstzerstörung zu erleichtern.“

Und dann zitierte er mit falscher Emphase zwei Verse aus einem Sonnett von Shakespeare:

*Allmächt'ge Zeit, (...) du tilgst die ganze Erdenbrut,
Du kannst (...) den Phönix töten in dem eignen Blut...⁵⁰*

Dann, viel natürlicher, mit jenem Hauch von Leutseligkeit, der dem internationalen Parkett eigen ist:

„Unser Büro in New York hat uns mitgeteilt, dass es im Kongo möglich sei, einen guten Virus der Zwietracht zu finden, ausgezeichnete Gärstoffe für Rassismus, Tribalismus, Menschenfresserei. Ich bin gleich hergekommen; es stellte sich als besser heraus, als ich es hoffte...“ (S. 122).

Als die Damen ihn fragen, ob er Söldner sei, entgegnet er, dass er selbst sich nicht der Maschinenpistole bediene. Er verkaufe sich, manchmal für Geld, zuweilen für Freunde, meistens, um Spaß zu haben. Als sich Joan und Jenny bei Joans Vater, dem amerikanischen Konsul, vergewissern wollen, wer dieser kleine Mann aus dem französischen Katalonien sei, sagt er ihnen, dass er eigentlich eine ähnliche Arbeit mache wie er. Söldner sei er keiner, denn er diene seinem Land, und das mache er gut. Fonts gewinnt die Hochachtung aller, mit denen er in Berührung kommt. Für den Inhaber des „Mitsouko“ ist dieser kleine, leichtsinnige Zyniker einer, der seine Haut in den gewagtesten Situationen zu Markte trägt, ohne dass er davon Aufhebens macht. Er scheint fähig zu sein, eine uner-

50 Fonts zitiert nicht korrekt. Es ist wohl Sonnett XIX gemeint.

wartete Gelegenheit zu ergreifen, wenn alles Geplante zusammengebrochen ist, und improvisierend das Beste aus ihr zu machen. Fons fühlt sich nur im Unvorhergesehenen wohl und in der Gefahr. Schwierigkeiten, sein wachsendes Angewidertsein, sein näher kommendes Alter und die Leere seiner Existenz kann er unversehens abtun. Das Unvorhergesehene ist seine Droge, die seinen Geist klärt und seine Bewegungen präzisiert. Dann sprudelt er über von Erregung, guter Laune und Kameradschaftsgeist. Eine Seite dieses Geistes drückt sich darin aus, dass er, als er in Nordkatanga in Schwierigkeiten gerät und er den Balubas nicht gewachsen ist, dem ihn begleitenden polnisch-stämmigen belgischen Söldner beim Sterben behilflich ist. Der ist nämlich in einem Hinterhalt schwer verletzt worden, so dass ihm nur noch ein letzter Dienst erwiesen werden kann. Er spricht zu ihm in dem schamhaften und zärtlichen Ton, den man einem alten Freund gegenüber anschlägt, wenn man ihn verlassen will. Er erlöst ihn von seinen Qualen und schießt ihm eine Kugel in den Kopf und wünscht sich, dass ihm in einer ähnlichen Situation ein Kumpel auch auf diese Art beistünde.

Karl Kreis

Karl Kreis entspricht am ehesten dem, was man sich unter einem Söldner vorstellt. Er ist ein Dienstleistender, der seine Militärerfahrungen allen zur Verfügung stellt, die ihn verpflichten wollen. Ihm genügt die Gesellschaft von Kameraden, das Aroma des Kriegsgeschehens, in dem er dem Ehrgeiz folgt, seinen Mann zu stehen. Ab und zu hat er eine Geliebte, die er dann möglicherweise an einen Kameraden weiterreicht. Denn Frauen können ihm auf Dauer sein Bedürfnis nach Kameradschaft nicht ersetzen. Das politische Umfeld seiner Einsätze ist ihm vergleichsweise gleichgültig. Indem er sich dem Gehorchen verpflichtet, enthebt er sich der Schwierigkeit, eigene Entscheidungen zu fällen, die ihn seiner Erfahrung nach nur in Schwierigkeiten bringen. Durch seine Vergangenheit auf der deutschen Seite im Zweiten Weltkrieg hat er sich alles erworben, was er auf den von Europäern der Nachkriegszeit eröffneten Schlachtfeldern in den Dekolonisationskämpfen braucht. Er hat in der Darstellung von Lartéguy allerdings nicht das Zeug, das ihn zum Sympathieträger für den Leser machen könnte; dafür eignet sich die ihm zugedachte Rolle nicht.

Fons mag ihn zunächst nicht und wirft la Roncière vor, dass er Kreis als wichtigen Begleiter für Katanga ausgewählt hat. Seine Abneigung begründet er ganz allgemein mit der deutschen Kriegsführung im Zweiten Weltkrieg: die Geiselschießungen stören ihn, die Konzentrationslager, die ausgelöschten Dörfer, und zwar deshalb, weil sie nicht nur darauf zurückzuführen seien, dass die Notwendigkeit bestand, ein Exempel zu statuieren oder ein Volk auszurotten. Denn die Franzosen hätten in der Résistance auch Schweinereien angerichtet, aber aus Hass, aus einem guten, soliden lateinischen Hass. Kreis und seinesgleichen seien unfähig zum Hass, sie ähneln für ihn Priestern, die ihren Göttern Menschenopfer darbringen. Am liebsten würde er Kreis mit einer Flasche erschlagen. Für la Roncière drückt sich in Fons Abwehr aus, was ihn ebenfalls von Fons unterscheidet: Alle, die aus dem Krieg ein Handwerk machen, ohne Leidenschaft, also ohne Entschuldigung töten, müssen ihm missfallen (S. 42).

Das Geschehen in Katanga bringt die beiden dann allerdings einander näher, weil Kreis auch dem Charme und dem Engagement Fons viel abgewinnen kann und umgekehrt Kreis für ihn aus dem Klischee des Deutschen heraustritt.

Der neue Einsatz in Katanga bedeutet zunächst nicht mehr, als dass er sich weiter beschäftigt

sieht. So hat er nichts davon mitbekommen, dass Lumumba ermordet wurde: „*Ein Mensch war ermordet worden? Von welcher Wichtigkeit sollte das sein? Tausende von Menschen wurden unaufhörlich ermordet, weil sie im falschen Augenblick nein gesagt hatten, als sie hätten ja sagen sollen, oder weil sie an dem Tag, wo es darauf angekommen wäre, blau oder rot zu sein, weiß waren oder weil ihre Vorhaut zu kurz war oder sie sich am falschen Ort befanden*“ (S. 54 f). Seine Zukunft sieht er vielleicht bei den Ägyptern, denn die Menschen würden sich weiter bekriegen. Nicht mehr in den großen Ländern, wo es mit der Atombewaffnung zu gefährlich geworden ist; aber in den kleinen würde man noch eine Weile glauben, dass unabhängig zu werden bedeute, seinen Nachbarn auf die Nerven zu gehen (S. 142).

Im Rahmen seiner Mentalität liegt es nicht, sich durch Vergangenheit belastet zu fühlen, wie-wohl er Orte an der Ostfront zum Vergleich mit gerade Erlebtem immer wieder abrufen kann: Kiew, Orel, Smolensk, Stalingrad. Eigenartig berührt es ihn, dass seine Geliebte in Elisabethville, die flämische Frau eines wesentlich älteren Brauereibesitzers, in dessen Haus er untergekommen ist, ihn zwischen ihren Umarmungen vom Krieg erzählen lässt. „*Erzähle!*“, fordert sie ihn auf. Sie gerät in Erregung, je brutaler seine Schilderungen werden. Sie mag es, ihn ein sadistisches Monster nennen zu können, weshalb er Horrordetails erfindet, die es für ihn selbst nicht gab. Denn er führte nur Befehle aus, auch in den Bandenbekämpfungsmaßnahmen unter SS-General von Gottberg in der „*Aktion Cottbus*“ (S. 140 ff.).⁵¹

„Hortense wollte Horrorgeschichten erzählt bekommen, bevor sie mit ihm schlief. Dann hatte sie den Eindruck, mit einer Bestie zu schlafen, was sie erregte. Hortense war kein Monster, und kein Richter hätte sie verurteilt; sie brauchte einfach etwas Würze, während er, Kreis, schwerwiegende Folgen nach dem Krieg zu gewärtigen gehabt hätte, weil er den Befehlen seiner Vorgesetzten folgte. Nur die Russen und Franzosen zeigten sich als Realisten: die Franzosen rekrutierten für ihre Fremdenlegion, die Russen für die Polizei und die Armee Ostdeutschlands. Aber die Russen verlangten einen Kurs in politischer Bildung, während die Franzosen nur auf einen guten Gesundheitsbefund achteten“ (S. 142).

Kreis ist in Katanga von den dreien derjenige, der am glimpflichsten davonkommt; denn seine Rückbindung reicht im Unterschied zu la Roncière und Fonts nur zufällig über die Staatsbürgerschaft nach Frankreich zurück. Für ihn und seinen Lebenswandel ändert sich nichts. Keine afrikanischen Spuren, die sich bei ihm eingraben. Indessen trägt er seine Haut genauso zu Markte wie Fonts, während la Roncière eher im Hintergrund handelt und manchmal durch seine Verhaltensweisen seinen Ruf gefährdet. Das liegt aber wohl daran, dass Lartéguy mit Kreis als Romangestalt nicht mehr vorhatte, als in ihm den beiden anderen einen authentischen Söldner zur Seite zu stellen. In diesem Sinne scheint Kreis von den dreien am ehesten austauschbar. La Roncière und Fonts hängen anders als er direkt von Paris ab, nur indirekt von Kimjanga, so dass sie nur in der katangischen Öffentlichkeit als Söldner gelten.

3.2 REVOLUTIONÄRER KRIEG IN ZENTRALAFRIKA

FRANZ ANSPRENGER schreibt 2007 über den konzentrierten europäischen Zugriff auf Afrika:

„Ich sehe kein zwingendes Motiv irgendeines Staates in Europa, Ende des 19. Jahrhunderts in Afrika auf Eroberungen auszugehen. Es gab auch keinen eindeutigen Schrittmacher, sondern

⁵¹ Dafür gibt Lartéguy als Quelle J. Delarue, *Histoire de la Gestapo*, Fayard, Paris, an.

eine Art Domino-Effekt, der vom Umgang der Großmächte mit der ‚orientalischen Frage‘ ausgelöst wurde – soll heißen: von ihrer Gier, das sieche Osmanische Reich auf dem Balkan, in Nordafrika und im arabischen Vorderasien zu beerben. Das Frankreich des Empereur Napoleon III. (auf seine Machtpolitik wurde ursprünglich der Begriff ‚Imperialismus‘ gemünzt) betreibt den Bau des Suezkanals; England nimmt sich 1879 zur Vorsicht Zypern; Frankreich legt 1881 seine Hand auf Tunis, England okkupiert ein Jahr später Ägypten. Frankreich beschäftigt Offiziere seiner 1870 geschlagenen Armee damit, von Senegal und anderen Küstenplätzen aus Westafrika zu erobern. Inzwischen konzentriert Leopold II., Spekulant großen Stils auf dem kleinen belgischen Thron, seine vorher weltweit umherschweifenden Kolonialpläne auf das Kongobecken – natürlich nur, ‚um endgültig das Banner der Zivilisation auf dem Boden Zentralafrikas aufzupflanzen‘, wie er so schön zur Eröffnung einer Geographen-Konferenz in Brüssel 1876 sagte (...).“⁵²

Wichtig, darauf hinzuweisen, dass Frankreich als von Deutschen seit 1940 besetztes Land seine Befreiung unter der von de Gaulle aus dem Exil angeführten „France libre“ aus einem anderen von Franzosen kolonisierten und besetzten Land, nämlich dem Generalgouvernement von *Französisch-Äquatorialafrika* aus betrieb und der von Churchill und Roosevelt proklamierten und unterzeichneten *Atlantik-Charta* von 1941 mit einem Telegramm aus Brazzaville beitrug. Wenn da von Freiheit geredet wird, ist immer die der europäischen Länder gemeint, und Menschenrechte sind ein Privileg weißer Herrschaft, die im über Europa gespannten NS-Regime einer weiteren Ausdifferenzierung weißer Nuancen mit den Deutschen als „Herrenvolk“ ausgesetzt war, so dass andere Europäer, zumal Slawen oder Juden usw. auf einmal nichts mehr mit *europäischen Weißen* zu tun haben sollten.⁵³

Im Kongo wird 1941 Freiheit von einem Land aus eingefordert, dem die Europäer die Freiheit vorenthalten, weil völlig unvorstellbar erscheint, dass Kolonien frei sein könnten und Kolonisierte das Bedürfnis danach hätten. Vielmehr gehört nicht viel dazu, im Namen von „*liberté, égalité, fraternité*“ andere zu unterjochen, solange sie außerhalb Europas leben.⁵⁴ Außerdem ist nicht zu übersehen, dass das durch die Niederlage von 1940 freigesetzte französische Militär, wenn es nicht in deutsche Gefangenschaft geriet, genau wie nach 1870 in Kolonialfrankreich seiner Tätigkeit nachgehen konnte, so dass es fließende Übergänge zwischen Zweitem Weltkrieg, *Résistance* und den anderen europäischen Widerstandsbewegungen einerseits und europäischen Kolonialkriegen um *weiße Vorherrschaft* andererseits gibt, wie das beispielhaft in Fontès und la Roncière in Erscheinung tritt. Nicht von ungefähr sprechen Franzosen von ihrem „*Zwanzigjährigen Krieg*“ zwischen 1940 oder 1942 und dem Ende des Algerienkrieges.⁵⁵ Jemandem wie Karl Kreis brauchte es nach 1945 nicht einmal so vorzukommen, als habe er die Fronten gewechselt. Sein Handwerk folgte überall den gleichen Regeln in nicht grundsätzlich voneinander zu trennenden Zusammenhängen.

Zentralafrika ist also seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ausdrücklicher als in den Jahrhunder-

52 Franz Ansprenger, *Geschichte Afrikas*, C. H. Beck, München³2007, S. 76.

53 Noch einmal: Albert Memmi als jüdisch-tunesisch-stämmiger Franzose zählt z. B. die maghrebischen Juden nicht zu den Europäern (vgl. S. 24, Anm. 43).

54 Vgl. dazu www.himmlers-heinrich.de/heinrich_I.pdf, S. 88 f.; 103-106.

55 Alexis Jenni, *L'art français de la guerre*, Gallimard, Paris 2011: „Haben Sie ihn nicht bemerkt, den zwanzigjährigen Krieg? Der Krieg ohne Ende, schlecht begonnen und schlecht zu Ende gebracht; ein stotternder Krieg, der vielleicht noch andauert. Der Krieg währte ewig, sickerte in alle unsere Handlungen ein, aber niemand weiß es. Der Anfang ist unbestimmt: gegen 40 oder 42, man zögert. Aber das Ende ist klar: 62, kein Jahr länger. Und sogleich wurde so getan, als sei nichts geschehen. Haben Sie es nicht bemerkt?“ (S. 45).

ten zuvor in die Geschehnisse europäischer *weißer Herrschaft* eingebettet und mit ihnen verflochten, wobei das Augenmerk wie selbstverständlich immer auf Europa fokussiert und das Unheil über Afrika oder Asien fern blieb und bleibt, was sich besonders in der Auseinandersetzung mit dem NS-Erbe zeigt, das man je nach Interesse von allen Implikationen mit dem europäischen Kolonialismus frei wähnt und in seiner Erforschung in dieser Ausschließlichkeit immer weiter treibt, vor allem in dem, was den Judeozid und die europäische Judenschaft in der Hand des NS-Regimes und seiner europäischen Zuträger angeht.⁵⁶

Was in Deutschland mit dem Begriff „Abendland“ im 20. Jahrhundert seit Beginn über das Zeitalter des Nationalsozialismus bis in die 1950er Jahre geschah, ist längst bearbeiteter Forschungsgegenstand. Die letzten Historiker, die ihn emphatisch in der „Abendland“-Ideologie der 1950er Jahre verwendeten und die es ausdrücklich in ihrem Schaffen mit dem zu tun hatten, was auch heute noch „deutscher Osten“ genannt wird, nämlich die 1945 verlorenen Ostgebiete, sind etwa HERMANN AUBIN, HUBERTUS FRIEDRICH PRINZ ZU LÖWENSTEIN-WERTHEIM-FREUDENBERG oder HANS ROTHFELS. Auch das ist jedoch keine nur deutsche Angelegenheit gewesen. Denn der Begriff taucht noch in der Gegenwart auf, und zwar in der antiwestlichen Islamistenideologie, wie sie sich der in Mali kämpfende Algerier Mokhtar Bel Mokhtar zurechtgelegt hat. Er kämpft gegen den „Occident“ und die „occidentaux“, also gegen das Abendland und die Abendländer einschließlich der US-Amerikaner.⁵⁷

In Lartéguy's Roman spielt der Begriff durchweg im Vokabular der im Kongo beteiligten europäischen Hauptpersonen eine Rolle, wenn der Leser auch nicht den Eindruck bekommt, dass er etwas mit der Einstellung des Autors zu tun hat. Denn jemand wie der Sympathieträger Thomas Fonts hat ihn nicht in seinem Wortschatz. Auch Karl Kreis würde sich nicht in solches Vokabular versteigen. Aber la Roncière kommt nicht ohne den Begriff aus.⁵⁸ Auch Kimjanga möchte seine Politik als an abendländischen Werten orientiert ausgeben (S. 83). Chaudey, Oberst an der *École Militaire*, muss ihn zur kritischen Charakteristik von la Roncière als einem der besten Spezialisten des *revolutionären Krieges* verwenden:

„Ich kann die Inquisitoren nicht ausstehen, und la Roncière ist einer. Wie sie ist er ohne Schwäche, uneigennützig, unerbittlich. Im Namen Gottes, einer Idee oder einer Staatsraison, die er sich zurechtgelegt hat, verbrennt er ohne Hass die Abtrünnigen. [Sein Gott] ist eine bestimmte Idee, die er sich von der Verteidigung des Abendlandes gemacht hat. Vielleicht hat er sie sich in Algerien in den Kopf gesetzt, als er nach Gründen fürs Foltern suchte. Die einfache Suche nach Informationen tat es für ihn nicht. Aus diesem Grunde, glaube ich, lag ihm mehr daran, die kommunistischen Netzwerke aufzustöbern als die des FLN. In seinen Augen ist es der Kommunismus, der das Abendland bedroht. Nicht der FLN“ (S. 19).

Nun fällt es schwer, in dem von Lartéguy geschilderten Kongo/Katanga außer in der weißen Bevölkerung irgendetwas Abendländisches zu finden, es sei denn in den Verlautbarungen europäisch ausgebildeter Politiker.⁵⁹ Die von Kimjanga beschworenen abendländischen Werte sind vor allem die

56 Vgl. dazu jedoch die Kolonialismuserbeiten von Sven Lindqvist, Jürgen Osterhammel, Sebastian Conrad und zuletzt von Jürgen Zimmerer in Deutschland oder die Bücher von Olivier Le Cour Grandmaison über den französischen Kolonialismus oder bereits von 1943 eine Studie von Simone Weil.

57 Vgl. <http://tempsreel.nouvelobs.com/monde/20121210.OBS2020/mali-bel-mokhtar-contrebandier-islamiste-et-agent-double.html>.

58 Man findet den Begriff z. B. auf S. 19, 49, 60, 78, 81, 83, 87, 130 und öfter.

59 Moïse Tshombé besuchte zum Beispiel eine amerikanische Methodistenschule.

von der *Union minière* vertretenen Vorstellungen von einem geordneten Wirtschaften. Dieses verhilft in der Tat den schwarzafrikanischen Arbeitnehmern Katangas zu einem überdurchschnittlichen Einkommen, gemessen am übrigen Afrika. Vergegenwärtigt man sich jedoch la Roncières Befinden in seinem zeitweisen Unterschlupf in der *cité africaine* und die als Schmutzwelle geschilderte Demonstration der Frauen und Kinder gegen die UNO im Stadtzentrum von Elisabethville, die alles klebrig verdreht (S. 261), dann tritt etwas hervor, was der Journalist Dorat bereits einleitend als seine Afrika-Erfahrungen schildert: „Niemand liebt Afrika. Die Weißen, ob Kommunisten oder ‚Imperialisten‘, furchten es. Sie können es nirgends greifen. Afrika ekelt sie an und schreckt sie ab“ (S. 30). Das stabiler Wirkende ist auch nichts anderes als Pappmaché, wie das häufig verwendete Wort „*carton-p te*“ zu verstehen geben soll. Für Fonts lebt das alte Afrika noch; mancherorts erlebt es eine Wiedergeburt. Trotzdem sei es verurteilt. Schade um das Pittoreske, schade auch um die Tausende armer Schlucker, die man ihrer Stammeszugeh rigkeit beraubt hat, ohne ihnen dafür neuen Halt zu geben. Der Sieger des nordkatangischen Balubakrieges sieht sich mit seinem Stab und in seinem L wenfell noch als traditionellen Stammesk nig, derweil das Schicksal Afrikas in der Ferne entschieden wird, wie Fonts meint: in New York oder anderswo (S. 168).

La Roncière geht noch in der Überzeugung nach Katanga, dass er über ein universelles Kriegskonzept verfüge, das in Indochina, in Ägypten oder im Maghreb seine Bewrungsprobe bestanden habe. Alle Völker könnten mit unwesentlichen Abweichungen, wie er meint, konditioniert werden, und zwar gemäß den gleichen Prinzipien, wie sie zum Beispiel Sergei Stepanowitsch Tschachotin in seinem Buch „*Dreipfeil gegen Hakenkreuz*“ (1933) entwickelt habe (S. 51).

Dorat bleibt skeptisch, wenn er la Roncière über den *psychologischen Krieg* vortragen hört. Er meint, dass das mit solchem *Menschenmaterial* wie den brünstigen und delirierenden Bantus, wie man sie in Léopoldville erleben könne, nicht greifen werde (S. 32).⁶⁰

Ein englischer Rhodesier, bekannt mit Jenny und ihrer Pflanzfamilie, geheimdienstlich tätig und auf dem Laufenden über la Roncière, qualifiziert dessen angeblich neue Ideen zum *revolutionären Krieg* als alte H te ab: Der *psychologische Krieg* und die Vergiftung eines Volkes seien von den Engländern bei ihrer Verwaltung in Vorder- und Hinterindien vorexerziert worden. Besonders die indischen Eliten seien durch britischen Snobismus vergiftet worden.⁶¹ Ihm erscheinen diese neuen französischen Herren des *revolutionären Krieges* wie Leute, die ein schlechtes Gewissen haben, das sie mit wissenschaftlichen Überlegungen zu übergehen und zu überdecken versuchen. Die Zivilverwaltung in Indien sei mit gleichen Methoden vorgegangen, hätte sich die Hände schmutzig gemacht, aber sich besser aufgeführt. Die Verwalter würden ganz offen zugeben, dass sie ihrem Lande dienen und mit allen Mitteln seine Herrschaft verteidigen würden (S. 339).

Das heißt letzten Endes, dass la Roncière in Katanga scheitert, obwohl er für einen Augenblick

60 Dass sich das für menschenrechtlich orientierte Ohren menschenverachtend oder rassistisch anhört, ist selbstverständlich. Es ist indessen nicht Lartéguy, der als Erzähler so spricht, sondern es ist Rollenprosa von Menschen, die tiefgreifende Erfahrungen gemacht haben wie der Journalist Félicien Dorat. Lartéguy kommentiert das nicht, sondern lässt es so stehen. Denn auch Fonts, der sagt, er liebe die Neger, hat seine einschlägigen Eindrücke, wenn er erfährt, wie Balubas mit ihren geschrften Fahrradketten kämpfen, die sie wie Peitschenstrnge auf einen Stängel montiert haben (S. 150), oder wenn er mitbekommt, wie der siegreiche Balubak nig seinen überwundenen Konkurrenten zu Tode gefoltert hat (S. 186).

61 Das zeigt sich besonders beim britisch korrekten indischen UNO-General Siddartha, über dessen Verhalten ein britischer UN-Delegierter sagt, dass er es in Katanga bei seinem Umgang mit den Belgiern eigentlich auf die Engländer abgesehen habe, mit denen er eine Rechnung zu begleichen habe. Siddartha würde den Weißen gegenüber nie befriedigt sein, selbst wenn er ganz Europa in die Luft sprengen würde (S. 439).

mit Fonts und Kreis für Kimjanga und die Weltöffentlichkeit über die im *revolutionären Krieg* unentbehrliche Presse den Anschein vermitteln konnte, als ob Katanga als unabhängiger Staat, den trotzdem nie ein anderer anerkannte, existiere. Das Konzept des *revolutionären* oder *psychologischen Krieges* brachte jedoch nur eine Eintagsfliege zum Leben. Lartéguy scheint damit alles, was la Roncières Bemühen um die Vervollständigung seiner Einsichten, wie *revolutionäre Kriege* zu führen seien, für nichts weiter als eine persönliche Marotte von la Roncière zu halten, zumal selbst Fonts la Roncières theoretischen Erwägungen ablehnend gegenüber steht und sich höchstens über sie lustig macht. Chaudey, sein Pariser Vorgesetzter, der ihn auch nicht ausstehen kann, spricht indes anerkennend von seinen technischen Qualitäten und seinem Organisationstalent. Damit sei er „*einer unserer besten Spezialisten des revolutionären Krieges*“ (S. 19). Aber für die französische Regierung war die Freistellung la Roncières für Katanga offenbar nicht mehr, als die Kongokrise zu benutzen, um einen Fuß in die Tür zu bekommen, hinter der die Rohstoffe und ihre Verteilung neu geregelt werden. Als sich die politischen Verhältnisse jedoch ändern und an der UNO wegen der Unterstützung der US-Amerikaner nicht mehr vorbeizukommen ist, schwenkt auch Frankreich auf die UNO-Linie ein, und de Gaulles 1958 gezeigte Überheblichkeit *diesem Dings von UNO* gegenüber wird zu einem peinlichen und schnell abzuheftenden Ausrutscher.

M'Siris Wohnsitz in einer zeitgenössischen europäischen Darstellung von 1892. Auf den Stöcken und der Pfahleinhegung sind die Köpfe getöteter Feinde zu sehen. Joseph Conrad muss im „Herz der Finsternis“ (1899) in der Beschreibung der aufgepfälhten Schädel um die Behausung von Kurtz davon inspiriert gewesen sein.

Von größerer Beständigkeit als der kurzfristige Erfolg la Roncières, der allerdings hauptsächlich Fonts Betriebsamkeit zu verdanken ist, zeigt sich das Taktieren Kimjangas und seines Innenministers Bongo, in dem unschwer Godefroid Munongo Mwenda M'Siri (1925-1999) zu erkennen ist, ein Enkel M'Siris (1830-1891). Er gilt auch heute noch als Hauptbeteiligter an der Ermordung Lumumbas. Fonts wittert das Misstrauen und die Grausamkeit Bongos, als er ihm zum ersten Mal gegenübertritt. Bongo mustert die französischen Ankömmlinge mit unbeweglichem Gesicht. Das sollten „*seine Weißen*“ sein. Sein Vorfahr, der große M'Siri, der mit einigen Musketen aus dem fernen Tanganjika gekommen war, hatte sich ein Königreich von der Größe Englands zurechtgeschnitten. Er befahl bis zu 10 000 Krieger, von denen 3 000 mit Gewehren ausgerüstet waren. Er hatte auch „*seine Weißen*“, die nur deshalb lebten, weil er es ihnen erlaubte. Zwei von ihnen, seine Sekretäre, waren Araber; eine schöne portugiesische Mestizin war seine Konkubine; die anderen waren harmlose Missionare. Alle anderen, die sich in sein Reich wagten, verstanden sehr schnell, wenn sie einer Exekution beige-wohnt hatten, dass es besser war, zu verschwinden. Die Opfer wurden lebendig eingegraben, und man ließ sie Hungers sterben. Hartnäckige verschwanden (S. 84). Bongo hat auch nicht vergessen, dass es ein belgischer Hauptmann war, der seinen Vorfahr 1891 erschoss.⁶²

Bongo ist sich seiner Stellung so sehr bewusst, dass er sogar nach Brüssel zum Hauptsitz der

62 Vgl. dazu den französischen Wikipédia-Artikel <http://fr.wikipedia.org/wiki/M%27Siri>. Vgl. dazu Georges Nzongola-Ntalaja, *La dynamique des conflits en Afrique centrale. Acteurs et processus*, Durban 2003: http://www.pregesco.org/documents/analyses/afrique_centrale/LA_DYNAMIQUE_DES_CONFLITS_EN_AFRIQUE_CENTRALE.pdf. Nzongola-Ntalaja hebt hervor, wie Godefroid Munongo (Bongo) 1960-62 ethnische Säuberungen auslöst, damit Angehörige seines erst spät in Katanga ansässig gewordenen Stammes als Einzige für die Arbeitsrekrutierung der *Union minière* in Frage kommen.

Union minière reist, allerdings in der trügerischen Hoffnung, diese Geschäftsleute zu seinen Gunsten und zum Vorteil seiner Stellung in Katanga erpressen zu können. Weil ihm das nicht gelingt, würde er am Schluss am liebsten alles in die Luft sprengen, was Kimjanga jedoch als der Gewandtere verhindert. Denn bei keinem anderen wird der Hass auf die Weißen ähnlich deutlich, es sei denn beim indischen UNO-General Siddartha.

In der Gestalt des nordkatangischen Balubahäuptlings oder Bongos, der einer machtbesessenen Familie eines anderen Stammes angehört, gibt es also durchaus schwarzafrikanische Gestalten, die sich in die Rolle der Kolonisierten nur oberflächlich und zum Schein gefügt und den Geschmack an eigener Machtausübung bis zur nächsten Gelegenheit erhalten haben.

Was es in diesem Roman im Unterschied zu „*Les centurions*“ nicht gibt, sind Übergänge oder Brücken zwischen der weißen Kolonistorengesellschaftsschicht zu den Kolonisierten oder zum Schein Kolonisierten. Die Afrikaner bleiben grundsätzlich Fremde, die in die Lebensbereiche der Weißen nur oberflächlich hineinreichen können. Zu wirklichen zwischenmenschlichen Begegnungen oder zu zwischenmenschlichem Austausch kommt es an keiner Stelle. In „*Les centurions*“ gibt es auf Seiten der französischen Soldaten sowohl in Indochina wie in Algerien eine Figur wie den schwarzafrikanischen Arzt Dia, der den Soldaten in enger menschlicher Verbundenheit nahe steht und der sogar, wenn sie sich belastet oder verloren fühlen, zu ihrem Beichtvater und seelischen Helfer werden kann. Bei den Weißen in Zentralafrika sind solche Beziehungen offenbar ausgeschlossen, da die Bevölkerungsgruppen in ethnischer Fremdheit voneinander getrennt bleiben. Nur Jennys Vater auf rhodesischer Seite gibt mit seinem paternalistischen Verhältnis an, das er zu seinen Plantagenarbeitern unterhält. Wie kaum ein anderer verkörpert er jedoch *weißes Herrenmenschentum*, das er seit dem Algerienkrieg und der benachbarten Kongokrise jedoch als gefährdet ansehen muss.

Lartéguy muss als Erzähler spätestens am Schluss seines Romans bemerkt haben, dass Schwarzafrikaner unterhalb der Führungsriege nur anonym als Masse in Erscheinung treten und keine individuellen Gesichter erhalten, die mit einer persönlichen Geschichte wie bei Dia in „*Les centurions*“ verbunden sind. Denn als Kreis nach Angola abreist und sich von Kimjanga verabschiedet, taucht Félicien Dorat als Begleiter der *Blauhelme* auf. Kimjanga fragt ihn unversehens und überraschend, warum es in der Presse keine Berichte über die schwarzafrikanischen Opfer bei der letzten UNO-Aktion gegeben habe. „*Hundert Afrikaner, hundert Neger sind getötet worden, kein einziges Wort! Ah! Ich vergaß diese zwei weißen Frauen, die von den indischen Truppen umgebracht wurden und die es auf die Seite eins von allen großen Zeitungen der Welt gebracht haben. Aber das waren Weiße! [...] Negerleichen sind nichts wert, Monsieur Dorat?*“ Dorat schweigt und antwortet nur mit einer Gegenfrage, was nämlich aus den Söldnern in Kimjangas Diensten werden solle, zumal sie unter Einsatz ihres Lebens allerhand für ihn geleistet haben. Die seien für ihn nie mehr als ein Detail gewesen, so Kimjanga im letzten Satz des Romans. So bleibt also die im Roman gegen Ende immer deutlicher werdende Tendenz erhalten, dass die Weißen zu den Weißen gehören und die Schwarzen zu den Schwarzen. Es scheint, als würden sich alle einschließlich des Erzählers Lartéguy in der von Memmi beschriebenen Zwickmühle befinden, die das System *Kolonisator und Kolonisierter* auf beiden Seiten zu einem ausweglos xenophoben und rassistischen macht.⁶³ So zeigt sich, dass, ganz abgesehen von der ständig konflikträchtigen afrikanischen Stammesgesellschaft, la Roncières wie auch Kimjangas Vorstellungen von einer mit den Mitteln des *psychologischen*

63 Vgl. das zweite Zitat aus Memmi auf S. 15.

Krieges (!) befriedeten schwarz-weißen katangischen Gesellschaft so illusionär sind wie die von Algerien im Jahre 1958 zwischen muslimischen und – mit gewissen Besonderheiten⁶⁴ – maghrebisch-jüdischen Einheimischen und Algerienfranzosen aufscheinende Eintracht.⁶⁵

64 Siehe Danny Leder, *Von Djerba bis Paris: Das maghrebische Judentum im Visier*: <http://www.danny-leder.info/images/textes/von%20djerba%20bis%20paris%20-%20david%20juni%202002.pdf>.

65 Es ist auch hier noch einmal mit Marie-Monique Robin daran zu erinnern, dass das unabhängige Algerien in der blutigen Auseinandersetzung mit den Islamisten zu den gleichen Taktiken griff, die die *Schlacht um Algier* kennzeichneten und die als *französische Doktrin* in der argentinischen Militärdiktatur bis 1983 zur Anwendung kamen.

INTERMEZZO 4: DER Code Noir UND DIE DUNKLEN SEITEN DES ZEITALTERS DER AUFKLÄRUNG⁶⁶

„Nach seinen Forschungen zur Inquisition stieß Louis Sala-Molins auf ein in Frankreich der Vergessenheit anheimgefallenes Gesetzeswerk, das von 1685 bis 1848 die Sklaverei in den Französischen Kolonien reglementierte. Er veröffentlichte den Gesamttext mit ausführlicher Kommentierung 1987 im Vorfeld der Vorbereitungen zum 200. Jahrestag der Französischen Revolution: ‚*Le Code Noir ou le calvaire de Canaan*‘. Das Buch ist 2005 in der zehnten Auflage erschienen. Sala-Molins stützt sich in seiner Kommentierung auf einen 1788 erschienenen Bericht von Quobna Ottobah Cuguano, der als freigelassener Sklave in England seine Erfahrungen beschrieb und die weißen Sklavenhändler zitierte, die sich bei ihrem Handwerk mit dem Hinweis auf das Schicksal Kanaans und der Kanaaniter rechtfertigten. Die Schwarzen wurden als Nachfahren des von Noah als Sohn verstoßenen Ham und der dunkelhäutigen Kusch angesehen – Martin Luther bezeichnete sie als ‚Mohren‘. Nach dem Bericht des Buches Genesis (Kapitel 12 ff.) in der Tora bezeichnet Kanaan außerdem das Abraham und seinen Nachkommen versprochene Land (siehe Gelobtes Land, das Josua, der Sohn Nuns, eroberte, indem er die Kanaaniter mit Säuglingen, Kindern, Frauen und Männern ausrottete. Sala-Molins führt weitere Marksteine an, die zum Ausschluss der Schwarzen aus der vom europäischen Christentum dominierten Menschheit führten: Nach Herodot ist das Sperma der Schwarzen schwarz wie ihre Haut, so dass Anthropologie und Theologie nur noch schwer Übergänge zwischen all den Qualitäten, die den Weißen zukommen, und den Übeln, die den Schwarzen seit ihrer Geburt anlasten, finden konnten. In der Aufklärung wurde Georges-Louis Leclerc de Buffon zur Autorität in den Naturwissenschaften und zu anthropologischen Fragen. Er sah die Menschen in einem hierarchischen Modell, das sie von der ‚Degeneration‘ zur ‚Vollkommenheit‘ in Gestalt des weißen Europäers gegeneinander abstufte, wobei es ihm schwerfiel, eine Trennung zwischen Affe und Neger zu finden. Indianer schnitten nicht viel besser ab, weil sie zur Souveränität nicht fähig seien und die Tiere sich nicht unterzuordnen verstünden. Trotzdem gestand Buffon ihnen die Fähigkeit zu denken und zu sprechen nicht ab.

Das 19. Jahrhundert setzte mit Georg Friedrich Wilhelm Hegels ‚*Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte. Bd. 1: Die Vernunft in der Geschichte*‘ diese Tradition fort. Nach Hegel haben die Afrikaner keine Geschichte, was in ihrer Natur angelegt sei; Victor Hugo erklärte 1879, dass Afrika aus Sand und Asche bestehe, einem unbeweglichen, passiven Haufen, einem monströsen Ham, der Sem mit seinem enormen Umfang, seinem Übermaß an Sonne und an Nacht Einhalt gebiete.⁶⁷ In dieses Umfeld blieb der *Code Noir* 163 Jahre lang unbeeinträchtigt eingebettet. Die Aufklärer – Condorcet, Diderot, Montesquieu, Guillaume Thomas François Raynal, Rousseau, Voltaire – bestanden nie auf seiner sofortigen Aufhebung, sondern setzten höchstens bei dem von Buffon entfalteten

66 Auszug aus dem vom Verfasser redigierten Wikipedia-Artikel „Louis Sala-Molins“:
http://de.wikipedia.org/wiki/Louis_Sala-Molins.

67 Nicolas Sarkozys berüchtigte Rede von 2007 in Dakar (Senegal) folgt in einigen skandalösen Aussagen diesen Vorurteilen, die in eine empörende Herabsetzung der Schwarzafrikaner münden:
http://fr.wikipedia.org/wiki/Discours_de_Dakar.

Hierarchiemodell an, indem sie den Schwarzen zugestanden, sich allmählich aus der ‚Degeneration‘ zur ‚Vervollkommnung‘ fortentwickeln zu können und schließlich ihre Würde als freie Menschen zu erwerben. Der in der Revolution 1794 gefasste Beschluss, das Gesetzeswerk sofort außer Kraft zu setzen, blieb unausgeführt aus zwei Gründen: Unter der Führung von François-Dominique Toussaint L'Ouverture war die Sklaverei bereits in eigener Regie 1793 abgeschafft worden; außerdem machte die Anwesenheit der Engländer auf den Antillen die Anwendung des Revolutionsdekrets unmöglich. Napoleon bestätigte 1802 ausdrücklich den in alter Form fortgeltenden *Code Noir*, so dass es eines Victor Schoelcher bedurfte, über dessen Engagement 1848 seine Abschaffung erfolgte. Für die lange Dauer des *Code Noir* sei die wirtschaftliche Bedeutung für Frankreich ausschlaggebend gewesen. Um den Zuckerrohranbau und die Plantagenwirtschaft mit Arbeitskräften aus Afrika zu versorgen, seien die damit befassten Gesellschaften von Versailles mit Belohnungen und Entlastungen entgolten worden. Die französische Monarchie habe mit dem Unrecht, das den schwarzen Sklaven angetan wurde, deren Nicht-Existenz die einzige und alleinige legale Definition war, den Ausschluss der Sklaven aus dem Rechtsstaat festgeschrieben. Dem konnte die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 deshalb keinen Abbruch tun, weil schwarze Sklaven weiter als nicht zum sozialen Körper gehörig betrachtet wurden. Sie galten als bewegliches Eigentum von freien Menschen – siehe Artikel 2, der die Eigentumsrechte garantiert und damit als einziger Artikel auf die Existenz von Sklaven verweist – und nicht als selbstständige Akteure auf Gesetzesebene.

In seinem Nachwort zu der von Rosa Amelia Plumelle-Urbe in ihrem Buch „*Weißer Barbarei*“ (2001/2004) mit zahlreichen Beispielen dargestellten Leidensgeschichte der Schwarzen seit 1492 schreibt Sala-Molins unter der Überschrift ‚Gorée‘:

„Die systematische Entmenschlichung eines ganzen Kontinents zu rationalisieren – ein Glanzstück, das Wissen und Glauben vollbracht haben – alle Schwarzen, weil sie Schwarze sind, zu vertieren führt dazu, die als statthaft angesehene Versklavung aller Schwarzen, weil sie Schwarze sind, zu verrechtlichen und die Beziehung zwischen Sklavenhändler und Schwarzem, Kolonialisten und Schwarzem, Kolonialfürsten und Sklavenhändler und Schwarzem, Priester der Kolonialherren und Sklavenhändler mit ihren Fürsten und Priestern und Schwarzem in ein reines Verhältnis von einem Eigentümer zu seinem Eigentum zu verwandeln. Das Gesetz fasste diesen Willen der Mächtigen, die sich wie üblich Glaube und Wissenschaft unterwarfen, mühelos in schöne Worte.“

4 „FRANÇAFRIQUE“⁶⁸

„... die Büchse der Pandora der gaullistischen Dekolonisation,
wimmelnd von monströsen und stinkenden Geheimnissen.“

Mongo Beti, 1977

Der nach der Wirklichkeit verfasste Roman von Jean Lartéguy brachte zum ersten Mal zur Sprache, dass es für Frankreich mit dem zu Ende gehenden Algerienkrieg und der 1960 von de Gaulle offiziell durchgesetzten Dekolonisierung afrikanischer Länder nicht sein Bewenden hatte, und zwar nicht einmal in einer ehemals französischen Kolonie, sondern in Belgisch-Kongo, wo in dem bodenschatzreichen Katanga vorbei an offizieller Diplomatie das französische Begehren nach Rohstoffen eine Chance erhalten sollte. Der Roman Lartéguy's erweckt den Eindruck, als seien mit dem Ende der katangischen Sezession alle französischen Schlachten des französischen „Zwanzigjährigen Krieges“ geschlagen gewesen. Kein Sieg seit 1940, sondern Niedergang allerorten, wie schon in „*Les centurions*“ thematisiert. Unter Ausschluss der Öffentlichkeit geschah aber längst etwas anderes zunächst in Kamerun, wo ein Kriegsgeschehen ablaufen konnte, bei dessen Durchführung die *französische Doktrin* so auf der Tagesordnung stand wie in Algerien auch, im Unterschied dazu jedoch in Kamerun mit einem erfolgreichen Ende. Da sind der internationalen Berichterstattung nicht nur die 100 schwarzafrikanischen Opfer des UNO-Einsatzes im Januar 1963 entgangen, sondern ungezählte Tote, die selbst heute nicht genau beziffert werden können, außer dass man von einer großen Zahl auszugehen hat.⁶⁹ Dort soll die „*Françafrique*“ ihren eigentlichen Ausgangspunkt haben, von deren Funktionieren Lartéguy nichtsdestoweniger schon ein Panorama entwirft.

Am 10. Oktober 2011 wurden in „*Le Monde*“ von Philippe Bernard und Christophe Châtelot unter der Überschrift „*Ein schmutziger Krieg*“ zwei Neuerscheinungen über Kamerun vorgestellt: „*Kamerun! Une guerre cachée aux origines de la Françafrique. 1948-1971*“ et „*Au Cameroun de Paul Biya*“:

„Gewisse Gedächtnislöcher der französischen Geschichte sind dabei, aufgearbeitet zu werden. Der ausgewachsene Kolonialkrieg, den Frankreich zwischen 1955 und 1960 in Kamerun führte, verfiel einem totalen Gedächtnisverlust. ‚Kamerun!‘, ein mit Dokumenten versehenes Buch, erregt bis zur Bestürzung und kommt zum richtigen Zeitpunkt. Am 9. Oktober wählen die Kameruner einen neuen Präsidenten, der wieder nur Paul Biya heißen kann, seit 29 Jahren an der Macht und ein Autokrat und ‚Freund Frankreichs‘. Die Autoren des Buches von ‚Kamerun!‘ – ein Name, den die Nationalisten in der Kolonialepoche dem Land gaben, Ex-Kolonie Deutschlands und unter Briten und Franzosen 1918 aufgeteilt, dann 1945 unter UN-Vormundschaft gestellt – zeigen in überzeugender Weise, dass die heute herrschenden Unter-

68 Man lese zur Einführung: Ruth Jung, *Françafrique. Eine Schule der Diktatoren. Frankreichs Afrikapolitik in der Kritik*, 2010 (<http://www.dradio.de/download/125131/>).

69 Um dieses Ausgesperrtsein aus europäischer Wahrnehmung nachzuvollziehen, lese man Bassidiki Coulibaly, *Du crime d'être noir: un milliard de noirs dans une prison identitaire*. Préface de Louis Sala-Molins. Paris, Éditions Homnisphères („Latitudes noires“), 2006.

drückungsmethoden in erschreckender Brutalität in der Traditionslinie stehen, die die französische Armee schuf, um die kamerunische Unabhängigkeitsbewegung (Union des populations du Cameroun [UPC]) und den Aufstand der Bamileke-Volksgruppe zu zerschlagen. ‚Wenn die Ordnungskräfte bevorzugt werden‘, erklären sie, ‚liegt das daran, dass das Biya-Regime niemals mit dem System der Unterjochung und des Terrors brach, das zur Zeit seines Vorgängers Ahmadou Ahidjo, der in der französischen Kolonialschule ausgebildet wurde, bestand.‘ Die 1954 in Indochina gedemütigte französische Armee exportierte unverzüglich ihre Techniken des ‚konterrevolutionären Krieges‘ nach Kamerun. Bombardierungen, Folter, Massenexekutionen, Enthauptungen zur Abschreckung: der vergessene Krieg von Kamerun folgte dem Muster von Algerien. Aber die kleine Anzahl französischer Siedler, die Abwesenheit von Wehrpflichtigen und der Schatten, den der Algerienkrieg warf, führten dazu, dass der Krieg dort gewissermaßen unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfand. Indem den Einheimischen auf lokaler Ebene die Unterdrückung überantwortet wurde, verwandelte Frankreich einen Kolonialkrieg nichtsdestoweniger in einen Bürgerkrieg, dessen Brandherde nie wirklich gelöscht wurden. Im Unterschied zu Algerien wurde dieser Krieg gewonnen in dem Sinne, dass Frankreich die Anführer der Unabhängigkeitsbewegung ermordete und die kamerunischen Militärs an die Macht brachte, die es ausgewählt hatte, um diese zu bekämpfen. [...]

Verdrängung

Aber es geht nicht nur um Geschichte mit dick gedrucktem ‚G‘: Das Buch zeigt, dass das unabhängige Kamerun auf einer absoluten Verdrängung der Ereignisse errichtet wurde. Sogar die Leichen, wiewohl von den Kolonisatoren zu lehrreichen Zwecken zur Schau gestellt, gelten als nicht vorhanden. Diese Mystifizierung der Geschichte produziert widersprüchliche Folgen. Mit Gewalt aus der Erinnerung verdrängt, wurde die Bilanz des franko-kamerunischen Krieges der 1950er Jahre von militanten Wortführern, die das Schweigen brechen wollten, aufgebauscht, zum Preis der Unglaubwürdigkeit ihres Berichts. Obwohl ungenau, aber dafür abgesichert, fällt die von den Autoren gelieferte Bestandsaufnahme deprimierend aus. Sie sprechen von ‚mehreren zehn-, sogar hunderttausend‘ Toten.

Auf das gegenwärtige Regime, das um sein Überleben kämpft, ist nicht zu zählen, wenn den quälenden Tatsachen ins Gesicht geschaut werden soll. So zumindest die Meinung von Fanny Pigeaud. In ihrem mit Vitriol getränkten Buch ‚Au Cameroun de Paul Biya‘ beschreibt die Journalistin ein sich dem Ende zuneigendes Regime, das täglich die Hypothekenlast auf den Chancen des Landes, seine Richtung zu ändern, vergrößert. ‚Wenn unter Ahidjo‘, schreibt sie, ‚abweichende Gedanken unterdrückt wurden, scheint es heute nach 30 Jahren Biya-Regime überhaupt kein Denken mehr zu geben. Denn der hat mit der Zeit alles Wissen und jede Einsicht um ihren Wert gebracht.‘ “

1998 erschien von François-Xavier Verschave „La Françafrique, le plus long scandale de la République“. Verschave (1945-2005) gilt als der Urheber des Ausdrucks, wengleich sich das identisch ausgesprochene „France-Afrique“ bis in die 1950er Jahre zurückverfolgen lässt, als der Präsident der Elfenbeinküste, der Republik Côte d'Ivoire, Félix Houphouët-Boigny zum Ausdruck bringen wollte, dass mit der Unabhängigkeit nicht das Ende guter Beziehungen mit Frankreich gegeben sein sollte. Verschave verwendet den Begriff, um darauf hinzuweisen, dass seit der angeblichen Unabhängigkeit die ehemaligen französischen Kolonien zum neokolonialen Privatrevier Frankreichs ge-

worden seien. Der Begriff taucht seither immer wieder auf, wenn in afrikanischen Ländern von Ereignissen die Rede ist, in denen über ein persönliches Beziehungsgeflecht oder über politische, wirtschaftliche und militärische Interessen auf einen illegitimen Einfluss Frankreichs geschlossen werden kann. So sollen die Hutus beim Völkermord an den Tutsi in Ruanda von französischer Seite unterstützt worden sein⁷⁰ wie auch die algerische Regierung in ihrem Kampf gegen die *Islamistische Heilsfront* oder der vormalige Präsident Tunesiens Ben Ali usw.

Die Historikerin Chloé Maurel stellte 2010 ein neueres Buch aus der von Verschave eröffneten Thematik vor: Patrick Pesnot, *Les dessous de la Françafrique. Les dossiers secrets de Monsieur X*, Paris, France Inter, Nouveau monde poche, 2010:

„Wenn Frankreich 1960 seinen Kolonien in Subsahara-Afrika die Unabhängigkeit zugestand, hat es nichtsdestoweniger nie aufgehört, diese Länder aus allernächster Nähe dank der vor Ort gebliebenen französischen Berater zu kontrollieren. Jacques Foccart, Generalsekretär der afrikanischen und madegassischen Angelegenheiten, spielte eine Schlüsselrolle in dieser neokolonialistischen Politik. Er hat das französischsprachige Afrika ‚regiert‘, indem er Regierungen ins Leben rief oder ablöste, und webte persönliche Bande mit den Herrschenden. Frankreich zögerte nicht, Staatsstrieche anzuzetteln und Massaker zu organisieren, um seine politischen und wirtschaftlichen Interessen in Afrika zu stützen und zu behaupten. Das nigerianische Uran, das Erdöl aus Gabun, der Kakao von der Elfenbeinküste, die zentralafrikanischen Diamanten sind in der Tat die von Frankreich äußerst begehrten Güter. Die ehemalige Metropole benutzte zum Einschreiten die bei Ende der Kolonisation vor Ort gebliebenen Garnisonen, entsandte Söldner und richtete Nachrichtennetze ein... Der Autor lässt die verschiedenen französischsprachigen Länder Afrikas Revue passieren und zählt die französischen Interventionen auf. In Madagaskar löste der 1947 ausgelöste Aufstand der Bevölkerung eine blutige Entgegnung aus: Die von Paris entsandten Kolonialtruppen verursachen den Tod von 100 000 Menschen. Dafür wurde nie ein Soldat, ein Polizist, ein Verwaltungsangestellter zur Verantwortung gezogen, und dieses Massaker wird oft bis heute dem kollektiven Gedächtnis vorenthalten. In Burkina Faso beunruhigt der Staatsmann Thomas Sankara deshalb, weil er vom Marxismus, von Che Guevara, vom Panafrikanismus und dem christlichen Humanismus beeinflusst ist, außerdem durch seine Energie, seine menschlichen Qualitäten und seinen integeren Charakter überzeugt. Außerdem hat er seinem Land, dem ehemaligen Ober-Volta, einen neuen afrikanischen Namen gegeben: Burkina Faso, was ‚die Erde der integeren Menschen‘ bedeutet. Er versteht sich darauf, gegen die Korruption zu kämpfen, an der sein Land leidet, und es wirklich von der ehemaligen Metropole unabhängig zu machen. Frankreich ist für seine Ermordung im Jahre 1987 verantwortlich. Congo-Brazzaville, ehemalige französische Kolonie, ist der viertgrößte afrikanische Erdölproduzent. Trotz dieses finanziellen Segens ist dieses Land eines der überschuldetsten und ärmsten Länder der Erde. Tatsächlich hat das Erdöl einen Bürgerkrieg ausgelöst, der 1993 begann, das Land zehn Jahre lang in blutige Auseinandersetzungen gestürzt, für die Frankreich eine erdrückende Verantwortung trägt. In Ruanda kam es zwischen 1994-1995 zu einem als solchen von der UNO anerkannten Völkermord. Dieser Völkermord wird im Okzident häufig als ein weiteres Massaker zwischen rivalisierenden afrikanischen Stämmen angesehen, wurde aber in Wirklichkeit mit der Komplizenschaft Frankreichs verübt, wie es der Untersuchungsbericht des Richters Bruguière bestätigt.

70 Siehe <http://www.rue89.com/2008/08/25/genocide-rwandais-decryptage-du-rapport-qui-accable-la-france>.

Dieses Buch setzt das Werk von François-Xavier Verschave in ‚La Françafrique, le plus long scandale de la République‘ fort, das die trüben Verbindungen der französischen Regierung mit den afrikanischen Diktaturen wie auch die Rolle Frankreichs bei Staatsstreichen und Massakern in Afrika aufzeigt. [...]“

Die Fülle der bis heute zusammengetragenen Materialien mit Schwerpunkt „*Françafrique*“ ist kaum mehr zu überblicken. Zuletzt waren die in Afrika veruntreuten öffentlichen Gelder – „*les biens mal acquis*“ – zu einer Angelegenheit von *Transparency international* geworden: Paul Biya von Kamerun, Denis Sassou Nguesso aus dem Kongo, Teodoro Obiang Nguema aus Äquatorialguinea und der verstorbene Staatschef von Gabun Omar Bongo stehen im Visier von Ermittlungen über ihre Vermögensverhältnisse. So soll Mobutu, Präsident von Zaïre/Kongo zwischen 1965 und 1997 bei seinem Tode 5 bis 6 Mrd. Dollar besessen haben, während er eine Staatsverschuldung von 13 Mrd. hinterließ. Die Studie einer katholischen Hilfsorganisation gegen Hunger und für Entwicklung geht insgesamt von einem Betrag zwischen 100 und 180 Mrd. Dollar aus, die von afrikanischen Staatsmännern bei Seite geschafft und zum Teil in Frankreich in Immobilien usw. angelegt wurden.⁷¹

Auf eine wichtige Darstellung im Zusammenhang des hier mit Lartéguy angegangenen Themas des *anti-subversiven Krieges* oder der *französischen Doktrin* (usw.) soll hier jedoch deshalb noch in einer weiteren Übersetzung Bezug genommen werden, weil sie den Völkermord in Ruanda mit der Lehre vom *revolutionären Krieg* verknüpft und seinen Ursprüngen bis zu General Erich Ludendorff zurückverfolgt und mit dem von la Roncière zitierten russischen Theoretiker Sergei Stepanowitsch Tschachotin – siehe S. 41 – verbindet. Der Text stammt von dem Politikwissenschaftler Gabriel Périès und dem Journalisten David Servenay und wurde auf <http://www.rue89.com/2008/08/27/la-matrice-intellectuelle-de-la-guerre-revolutionnaire> im August 2008 veröffentlicht:

„Die intellektuelle Matrix des ‚revolutionären Krieges‘

Um die tragische Entwicklung der Geschichte von Ruanda zu verstehen, muss man das militärische Denken bis zu seinen Wurzeln im 20. Jahrhundert aufrollen. Die großen Totalitarismen konstruieren Kriegstheorien und -praktiken, die in großem Maßstab übereinstimmend die ‚Massen‘ in ein Konzept des ‚totalen‘ Kriegs einbringen.

Ein deutscher General inspiriert die französischen Theoretiker

1936 sorgt eine kleine Schrift in den europäischen Machtzentren wie in Paris und Berlin für Aufsehen. ‚Der totale Krieg‘ stammt von General Erich Ludendorff, einem Helden des Ersten Weltkrieges.

Er geht vom Auftauchen eines neuen Konflikttyps aus, und zwar möchte er das Prinzip eines an Intensität nie dagewesenen Krieges auf den Begriff bringen, in dem nicht mehr Armeen und Nationen einander gegenüberreten, sondern ‚Rassen‘ und wirtschaftliche Potentiale. Indem er die Unterscheidung zwischen Zivilisten und Militärs abschafft, machen die modernen Kriegsmittel (Propaganda, Psychologie, Radio...) die Bevölkerung gleichzeitig zu einer Zielscheibe wie auch zu einem Beteiligten am Konflikt. Bevor also ein Konflikt mit der Bildung einer Front beginnt, muss ein Präventivkrieg gegen alles geführt werden, was nicht national und als Feind – damals Juden, Freimaurer, Kommunisten, Sozialisten, aber auch die katholische Kirche – identifiziert ist, damit der berühmte ‚Dolchstoß in den Rücken‘ vermieden werde.

⁷¹ Man lese zu einem ähnlichen Hintergrund zur Zeit von François Mitterrand den Roman „*Nos fantastiques années fric*“, „*Roter Glamour*“ von Dominique Manotti (2003/dt. 2011).

Das zentrale Prinzip des totalen Krieges ist der ‚gefühlsmäßige Zusammenhalt des Volkes‘ mit seinem Führer, der die Massen terrorisiert. Anders gesagt ist das ein totaler Krieg, in dem die Prioritäten der Logistik, den Nachrichtendiensten und der vorausgehenden Entfernung des politischen und rassistischen Gegners zukommen. Dieses Buch enthält alle künftigen Grausamkeiten des ‚Dritten Reichs‘, Hitlers Strategen werden sich laufend darauf stützen.

Wie jeder weiß, wird dieses intellektuelle Rüstzeug weitestens im Zweiten Weltkrieg angewendet werden. Was man gemeinhin nicht weiß, ist, dass die gleichen Ideen zwischen 1947 und den 1980er Jahren von den großen französischen Militärstrategen wieder aufgenommen werden. André Beaufre, Jean de Lattre de Tassigny, dann Lucien Poirier bringen den ‚Krieg im Hinterland‘ auf die Höhe ihrer Zeit in die Tiefe des Schlachtfeldes. Von nun an geht es um einen bestens identifizierten Feind: den Kommunist.

Aber Vorsicht: wir sagen nicht, dass die französischen Generale Nazis sind, sondern nur, dass sie ohne Zögern die strategischen Achsen des vorherrschenden militärischen Denkens aufgreifen, eines Denkens, das Europa dominierte und das in seinem Ziel in der Schlacht von Stalingrad scheiterte.

Was die Technik angeht, war die deutsche Militärstrategie gut geeignet, um gegen den Bolschewismus zu kämpfen, aber die Truppen des ‚Dritten Reichs‘ begingen taktische und ideologische Fehler. Mehr als 10 Jahre nach der Befreiung werden vergehen, ehe nachvollziehbar wird, was sich wirklich im Hinterland des ‚Unternehmens Barbarossa‘ ereignete.

Auch die Kommunisten entwickeln den ‚Krieg im Hinterland‘

Als die französischen Offiziere in Indochina das Phänomen des ‚revolutionären Krieges‘ verstehen, analysieren sie es ausführlich. Es bildete sich eine ‚Schule‘, wie die Militärhistorikerin Marie-Catherine Villatoux hervorhebt. In einem Artikel von 2003 zeichnet sie die chinesischen Ursprünge dieser Theorien nach:

‚Der Ursprung des Wortes ‚revolutionärer Krieg‘ kann als relativ sicher gelten. Er scheint unmittelbar einem Werk Mao Tse-tungs entlehnt zu sein, das 1936 veröffentlicht wurde und ab 1950 mit ähnlichen Titeln ins Französische übersetzt wurde: ‚Problèmes stratégiques de la guerre révolutionnaire en Chine‘ oder auch ‚Stratégie de la guerre révolutionnaire en Chine‘. Sein Gebrauch zur Beschreibung des vom Viêt-Minh geführten Krieges bei den französischen Militärs entstammt wahrscheinlich der gleichen Zeit, als ein Nachdenken über die offenkundigen Verbindungslinien zwischen chinesischen und vietnamesischen Kommunisten im strategischen und taktischen Bereich einsetzt.‘

Hier kann jetzt auch der russische Theoretiker Sergei Stepanowitsch Tschachotin angeführt werden, dessen Buch ‚Le viol des foules par la propagande politique‘ (= Die Vergewaltigung der Massen durch die politische Propaganda) für alle grundlegend wird, die sich für die politische Dimension des Krieges interessieren. Propaganda, psychologisches Vorgehen, Prozess der Mobilisierung: Tschachotin beherrscht den Einsatz dieser Mittel meisterhaft.

Indem sie die Begriffe miteinander vermengen, bringen die französischen Offiziere einen Prozess des ‚revolutionären Krieges‘ in Form, den Jacques Hogard, Kolonialoffizier und Fürsprecher dieser Doktrin, nach der Zitierweise von MC Villatoux so umreißt:

‚Der Autor erinnert an die Wichtigkeit des Systems paralleler Hierarchien, die verstärkt sind durch Vorgänge, die auf die moralische Einstellung zielen (Selbstkritik, Unterweisungsveranstaltungen, Handhabung des Terrors in allen Formen usw.), dann übernimmt er das berühmte Standardszenario der fünf Phasen, die als die Vorgehensweise der Revolutionäre gelten.

Dieses Szenario gilt als unveränderlich und beginnt mit einer offensichtlichen Phase der Ruhe, der eine Terrorismusphase folgt, an die sich die Guerilla-Phase anschließt, bei der die Bevölkerungen erfasst werden, bis schließlich in der letzten Phase die heimliche politisch-administrative Organisation und die Aufstellung regulärer Truppen erfolgt.

Ausgehend vom Konflikt, der sich auf algerischem Territorium entwickelt, wenden die Praktiker die Doktrin an; dann internationalisieren sie sie in Lateinamerika und Afrika, aber das ist eine andere Geschichte⁷².

Wie hier zu sehen ist, gilt auch für ein Phänomen wie „*Françafrique*“, dass es weder aus der europäischen Geschichte noch aus der europäischen Kolonialgeschichte herausgelöst werden kann. Um es zu verstehen, ist wie bei Lartéguy auch vom Krieg in Osteuropa, von Stalingrad und vom Hinterland zu sprechen, so dass Karl Kreis als deutschstämmiger Fremdenlegionär erst vor diesem Hintergrund die ihm angemessene Tiefenschärfe erhält und zu einem wichtigen Handlungsträger des Romans neben la Roncière und Fonts wird.

Die „*Françafrique*“ und das, wohinter Lartéguy in seinen Romanen das Zeichen der Vergeblichkeit gesetzt hat, führen das fort, wovon Simone Weil schon seit den 1930er Jahren Frankreich und Europa bewahrt sehen wollte. 1931 besuchte sie die Kolonialausstellung von Vincennes und schrieb:

„Ich werde nie den Augenblick vergessen, als ich zum ersten Mal die Tragödie der Kolonisation gefühlt und verstanden habe. Das geschah während der Kolonialausstellung, kurz nach der Revolte von Yen-Bay in Indochina. [...] Es fiel mir nicht schwer, mich kurze Zeit später davon zu überzeugen, dass Indochina unter den französischen Kolonien mit seinem Leid nicht privilegiert war. Seit diesem Tag schäme ich mich für mein Land. Seit diesem Tag kann ich keinem Indochinesen, Algerier oder Marokkaner begegnen, ohne die Neigung zu verspüren, ihn um Verzeihung zu bitten.“⁷³

72 Unter der Überschrift „*La ‚guerre révolutionnaire‘ menée par la France au Rwanda*“ setzen die beiden Autoren ihre Analyse fort: <http://www.rue89.com/2008/08/27/la-guerre-revolutionnaire-menee-par-la-france-au-rwanda>. – Gabriel Périès legte 1999 seine Dissertation vor: *De l'action militaire à l'action politique. Impulsion, codification et application de la doctrine de la " guerre révolutionnaire" au sein de l'armée française (1944-1960)*, thèse soutenue à l'université de Paris 1, sous la direction de Jacques Lagroye, janvier 1999, 3 vol., 931 p. Mit David Servenay legte er 2007 bei La Découverte, Paris, die Untersuchung *Une guerre noire, enquête sur les origines du génocide rwandais (1959-1994)* vor.

73 Zitiert bei Adriano Marchetti, *Réflexions de Simone Weil sur le colonialisme*, 2009: <http://www2.lingue.unibo.it/francofone/francofonia/R%C3%89FLEXIONS%20DE%20SIMONE%20WEIL%20SUR%20LE%20COLONIALISME.pdf>, S. 3. Vgl. dazu auch www.himmlers-heinrich.de/dekolonisation-und-grenzen.pdf, S. 31-34. – Um sich über „*Françafrique*“ auf dem Laufenden zu halten, verfolge man die Beiträge auf <http://survie.org/>.

INTERMEZZO 5: AUS EINEM INTERVIEW MIT JEAN HATZFELD (2003)

Jean Hatzfeld (*1949 in Madagaskar) ist in Deutschland bekannt geworden mit zwei Büchern über den Völkermord in Ruanda⁷⁴ („*Nur das nackte Leben. Berichte aus den Sümpfen Ruanda*“ [2004] und „*Zeit der Macheten. Gespräche mit den Tätern des Völkermordes in Ruanda*“ [2005]). 2003 gab er der Literaturzeitschrift „Le Matricule des Anges“ ein Interview, das hier in Auszügen übersetzt wird:

„Die Entkommenen erzählen mir von einem Universum des täglichen Tötens, es ist monströs. Die Leute töten zwischen 9 und 15 Uhr, Tag für Tag, die ganze Woche, mit der Machete. [...] Du bekommst es mit braven jungen Leuten zu tun, du spürst, dass sie es gewesen sind. Jemand wie Joseph, der das Töten von 50 000 Menschen managte: ein jovialer Kerl, ein gutes Kind, spricht über dies und jenes, weil er auch gebildet ist. Da steht dir jemand gegenüber, der ganz normal ist, und du sagst dir, dass in ihm ein Monster steckt. Man kann ihn stundenlang anschauen, ohne ihn zu verstehen. [...]

Entkommene und Killer sprechen in ganz verschiedener Form. Mit den Entkommenen spricht man über den Genozid, dann von etwas anderem und kommt wieder auf den Genozid zurück. In bestimmten Augenblicken sagen sie gewisse Dinge, und mir entgehen sie oft, so dass sie mir erst beim Wiederlesen in Paris bewusst werden. Sätze, die mich umhauen. Es sind sehr schöne Sätze, mit schönen Metaphern, ganz tief... ich fühle in diesen Worten eine zutage tretende tiefe Verletzung. Jemand sagte zum Beispiel ‚*Man musste dem Leben weiter folgen, weil es so entschieden hatte*‘. [...] Ein anderer ‚*einige Erinnerungen werden geglättet, andere vernachlässigt, und sie verschwinden in den Tiefen des Gedächtnisses*‘. [...] Sagen wir, dass es einen Antrieb poetischer und philosophischer Art gibt, den die Bauern oder Intellektuellen spürten und den sie ohne diese Heimsuchung nicht erlebt hätten. Es gibt diese Tiefe, diese Hellsichtigkeit. Wenn man mit ihnen spricht, ermüden sie sehr schnell, und ich merke, dass ich ihnen wehtue. Und im Unterschied zu den Opfern normaler Kriege werden sie immer von der Vorstellung heimgesucht, dass sie nicht verstanden werden oder dass man ihnen nicht glaubt. [...]

Die Killer ermüden nie und geraten nicht außer sich. Eher ermüden Innocent, mein Übersetzer, und ich, und wir fühlen uns angeekelt. Aber der Killer ist fast enttäuscht, er war gut drauf, saß bequem beim Sprechen... Sie sprechen die gleiche Sprache wie die Entkommenen, das Kinyarwanda. Das ist eine sehr genaue, bilderreiche Sprache. Aber wenn sie sprechen, lassen sich diese Leute nie von ihren Emotionen gefangen nehmen, aus dem einfachen Grund, weil sie keine haben. Es ist erstaunlich, wie sie in gleicher Stimmlage monoton sprechen, ganz ruhig. Im Unterschied zu den Folterknechten, die aus Vietnam, Algerien oder Bosnien zurückkamen, bleiben sie ungerührt von dem, was sie taten. [...]

Sie versuchen zu kontrollieren, was sie sagen, indem sie sich den Anschein von Aufrichtigkeit geben, und ich glaube, dass das damit zusammenhängt, dass sie es mit etwas zu tun bekamen, was über sie hinausging, etwas Absolutes. Wenn sie dem Monströsen, das sie begangen hatten, ins Gesicht schauen wollten, wären sie in der einen oder anderen Weise verrückt geworden. [...] Man bemerkt, dass im Unterschied zum Entkommenen, für den sich Albtraum an Albtraum reiht, sie niemals träumen. Und wenn sie davon träumen, dann von dem Ort, an dem sie waren, von ihren Frauen, von den Lagern in Zaïre (früher und später wieder: Kongo), aber sie träumen nie von den Schlägen mit ihren Macheten. [...]

Alle waren beteiligt, Schuldgefühle werden ertränkt. Ihre Art zu sprechen führt zur Art ihres

⁷⁴ Zwischen April und Juni 1994 kamen etwa 1 Million Tutsi ums Leben, und zwar mit einer bis dahin nicht erreichten Tötungsrate in solch kurzer Zeit.

Tötens zurück: sehr ruhig, methodisch. Diese Verbundenheit mit den anderen erklärt, dass diese Killer, die keine Profis waren, schließlich über eine derartige innere Ruhe verfügten. Während des Genozids haben sie nie für ihre Opfer gebetet, auch nicht darum, dass ihnen vergeben werde, sie beteten für das „Später“, für die Zeit nach dem Genozid. Es lag ihnen daran, mit Gott in Beziehung zu bleiben, und dass, wenn alles zu Ende gebracht wäre, es wieder eine normale Beziehung wäre. Sie töteten, und das war für sie kein allzu großes Problem. [...]

Das ist das Spezifische an einem Genozid, sie haben die Schwelle der Schuldfähigkeit überschritten. [...] Dem ging ein Mechanismus voraus, nämlich **dreißig Jahre darauf vorbereitet worden zu sein**, und zu einem bestimmten Zeitpunkt gelingt es einem, die Menschen zwar nicht in wilde Tiere zu verwandeln, aber in Personen, die die Idee der Ausrottung akzeptieren. [...]

Mut und Widerstand sind etwas Individuelles oder Angelegenheiten von Familien.“⁷⁵

75 Le Matricule des Anges, No. 047, 15. Oktober-15. November 2003, (Hervorhebung von F. H.): http://www.lmda.net/din/tit_lmda.php?Id=17361.

5 KRIEG IN DEN STÄDTEN

Für Simone Weil hängt die Kolonialfrage aufs engste mit der Organisation der Arbeitsverhältnisse in der europäischen Welt zusammen. Das Problem des Proletariats und die Kolonialfrage gehören für sie zu einem Komplex, nämlich der Machtfrage, die sich dadurch verkompliziert, dass die französische Arbeiterklasse sich den Kolonisierten überlegen fühlt.

Das indigene Proletariat in Übersee wird nicht zur Kenntnis genommen, da sich die französische Linke dem Bürgertum anpasst. So klagt man unter der Volksfrontregierung von 1936 algerische Unabhängigkeitskämpfer antifranzösischer Umtriebe an. Das ist für Simone Weil deshalb so empörend, weil die Linke verkennt, dass die Bestrebungen der französischen Arbeiter, die wegen ihrer Forderungen 1936 die Minen besetzten, die gleichen sind wie die der Indigenen. Die letzteren werden wie die französischen Arbeiter bezichtigt, sich von Anführern manipulieren zu lassen. Alle werden zu Objekten der gleichen Erniedrigung und Verunglimpfung. Dabei ist ihre Reaktion ganz verständlich. Denn wer immer ein wenig Stolz in sich spüre, revoltiere bei einer Erniedrigung mindestens in seinem Herzen. Es seien in diesem Zusammenhang keine Anführer nötig, um Revolten zu schüren. Denn die Anführer drücken sie nur aus. Die Auslöser der Revolte seien diejenigen, die ihresgleichen zu erniedrigen wagen.⁷⁶

1931 schreibt sie in Zusammenhang mit der Kolonialausstellung über das allgemeine Verhalten der Franzosen, wenn es um die Solidarität mit ihresgleichen zu gehen hätte, denen sie sich aber fern fühlen:

„Franzosen neigen gemeinhin zu der Überzeugung, dass sie sehr großzügig sind und sich nicht nach den Leiden zu erkundigen brauchen, die entfernte Völkerschaften zu erdulden haben. Der Zwang nimmt jedoch diesen Völkerschaften die Möglichkeit, sich zu beklagen. Die Großzügigkeit geht bei keinem Volk so weit, dass es sich anstrengt, die Ungerechtigkeiten zu entdecken, die man in seinem Namen begeht; jedenfalls geht sie in Frankreich nicht so weit.“⁷⁷

Simone Weil greift hier einen Zusammenhang auf, über den sich Alexis de Tocqueville schon Gedanken machte, als er die Trennungslinie zwischen Aristokratie und einfachem Volk im vorrevolutionären Frankreich beschrieb. Diese Trennungslinie ist allerdings nicht nur eine des vorrevolutionären Frankreichs, sondern sie wird für Tocqueville unkenntlich – weil im Sinne seiner Status- und Klassenzugehörigkeit notwendig und unentbehrlich –, als er sich 1848 zum Vollstrecker ihrer Gültigkeit gegenüber den aufrührerischen Pariser Unterschichten macht, indem er dem Einsatz der *Armée d’Afrique*, also der Kolonialarmee, zur Bekämpfung des Aufstandes zustimmt.⁷⁸

In bestimmten Situationen schlagen also unter dem Vorzeichen der Machtfrage die Verhältnisse zwischen Kolonisator und Kolonisiertem ins Mutterland zurück. Angesichts der revolutionären Stimmung in Paris nimmt sich der Eroberer Algeriens, Marschall Bugeaud, der Sache an und überträgt in einer Schrift, die in kleiner Auflage, aber mit Folgen bis in die Gegenwart 1849 erscheint – *„La guerre des rues et des maisons“* –, Erfahrungen mit den Kämpfen um die Kasbah in Algier auf die engen Arbeiterviertel in Paris.⁷⁹

76 Adriano Marchetti, wie Anm. 72, S. 4 f.

77 Ebd., S. 6.

78 Vgl. www.himmlers-heinrich.de/bevoelkerungsfantasien-und-lebensraum.pdf, S. 74-77.

79 Tocqueville erschien die Kasbah 1841 wie ein riesiger, enger, dunkler und verräucherter Fuchsbau und registriert, wie die Franzosen enge Gässchen durch breite Arkadenstraßen ersetzen.

1834 war er bereits beim Niederringen eines Arbeiteraufstandes in Paris beteiligt. In der heutigen *rue Beaubourg* wurde eine der drei eingesetzten Brigaden von Bugeaud angeführt und drang in ein Haus ein, aus dem auf die Soldaten geschossen worden war. Alle Hausbewohner – Greise, Männer, Frauen und Kinder – wurden getötet. Denn Bugeauds Einsatzbefehl an seine Männer hatte gelautet, alles zu töten und unbarmherzig keine Gnade walten zu lassen („*Il faut tout tuer. Ainsi, point de quartier, soyez impitoyables*“).⁸⁰

Marie-Monique Robin kommt nicht umhin, Bugeaud zu den Vorläufern der *französischen Doktrin* zu zählen.⁸¹ So liegt schon ein Jahrhundert vor Simone Weils Einsichten in die Ähnlichkeit von Kolonial- und Klassenverhältnis ein Beleg dafür vor, dass im Krisenfall das Kolonialverhältnis auf die Metropole zurückschlägt, indem auf einmal Kapitaleigner und Arbeiter in den Mutterländern *weißer Herrschaft* im Machtspiel von Kolonisator und Kolonisiertem befangen sind und *weiße Herrschaft* nur mehr ein Attribut der Kapitalherrschaft ist. Krieg in den Städten, wie er heute thematisiert wird, ist also bereits ein Phänomen, das im 19. Jahrhundert mit der industriellen Revolution und der Verstädterung einhergeht.

5.1 DOMINIQUE MANOTTI UND ALEXIS JENNI ÜBER DAS FORTWIRKEN DER KOLONIALFRAGE IN DEN MIGRATIONSZUZÜGEN IN EUROPÄISCHE METROPOLEN

In dem Roman „*Einschlägig bekannt*“ von **Dominique Manotti** geht es vor allem um einen Konflikt um alte Immobilien, die Migranten in einer Pariser Vorstadt besetzt haben und die dem spekulativen Markt zugeführt werden sollen, damit über Neubauten Gewinne erzielt werden. In der Öffentlichkeit interessiert aber weniger das Immobilien Thema, sondern das der Zuwanderung und des Unbehagens, sich zuweilen an bestimmten Orten zu einer bestimmten Zeit in der eigenen Stadt wie ein Fremder zu fühlen. Manotti führt vor, wie bestimmte interessierte Polizeikreise über Verbindungen mit Politikern die Gemengelage auszunutzen versuchen, indem sie einerseits die spekulativen Stadtanierungsabsichten favorisieren und eine Brandstiftung mit etlichen Toten begünstigen, aber andererseits das Immobilienarrangement auf die Ebene des Drogenhandels unter jugendlichen Migranten rücken, die dann als Verdächtige verhaftet werden. So kann die Polizei in der Öffentlichkeit mit einem weiteren Schlag gegen den Drogenmissbrauch unter Migranten punkten.

Eine algerischstämmige Ermittlerin beim Nachrichtendienst, Noria Ghozali, setzt sich diesem Polizeikomplot auf die Spur und findet über ihre Gegnerin, die auf Karriere bedachte Polizeikommissarin Le Muir, eine Fährte ins Innenministerium, in dem die Präsidentschaftswahl auf der Tagesordnung steht. Sie ist bei fortgeschrittenem Ermittlungsstand mit ihrem ehemaligen Chef verabredet, den sie als Ruheständler immer wieder zu Rate zieht:

Der Wirt stellt eine dampfende Teekanne und ein Körbchen gedünstete Teigtaschen vor sie hin. Macquart tut sich auf, probiert vorsichtig, nickt anerkennend, konzentriert sich ganz auf sein Essen. Noria beobachtet ihn unschlüssig. Wie weit sich offenbaren? Fang mit dem Einfachsten an.

»Die Sache mit den Huren und der BAC hat sich erledigt. Ich habe jetzt Fotos und die waserdichte Zeugenaussage eines Transvestiten, der von unseren uniformierten Streitern für die gerechte Sache zusammengeschlagen wurde und sich entschlossen hat, Anzeige zu erstatten. Zudem erhebt die BAC Gebühren auf die Drogen, mit denen im Parkhaus gehandelt wird. Damit haben wir einen guten Ausgangspunkt.«

80 Zitiert im Vorwort von Claude Lefort zu Alexis de Tocqueville, *Souvenirs*. Gallimard, Paris 1999, S. XXXIV.

81 Marie-Monique Robin, *Escadrons de la mort, l'école française*, La Découverte, Paris 2008, S. 62 f.

Sie verstummt. Er blickt auf, nickt zum Zeichen, dass er die Teigtaschen köstlich findet, und sagt nur: »Weiter, Noria. Ich höre.«

Er ist noch da, der Alte. Nichts entgeht ihm, und verwirrenderweise weiß er, was sie denkt, bevor sie noch den Mund aufgemacht hat.

»Haben Sie die Sache mit dem Brand des besetzten Hauses in Panteuil vor etwas über einer Woche in der Presse verfolgt?«

Macquart nickt. »Mich interessiert jetzt alles, was in Panteuil geschieht.«

»In den jüngsten Nachrichten ist immerhin von fünfzehn Toten die Rede. Offizielle Version, von Le Muir gleich am nächsten Tag fix und fertig präsentiert: Der Brand war ein Unglücksfall infolge einer Auseinandersetzung unter Dealern, zwei von ihnen wurden noch in derselben Nacht festgenommen. Was sich garantiert auf die öffentliche Meinung auswirkt: Einwanderer, Illegale, Kriminelle, Drogen, Brand, Gefahr. Reichlich Stoff, um Angst zu schüren. Nur dass es ein Schwindel ist, davon bin ich überzeugt.«

»Folge immer deiner Überzeugung. Aber Beweise wären mir lieber.«

Sie mustert ihn. Er hat aufgehört zu kauen und konzentriert sich reglos auf das, was sie sagt. Ist viel interessierter, als er sich gibt. Also fährt sie fort:

»Erster Baustein, ich kenne das alte Oberhaupt der Malier gut, Aboubacar Traore, der in dem Haus das Sagen hatte, das Haus war wie ein Dorf, ziemlich homogen und organisiert, mit diversen Vereinigungen im direkten Umfeld und zudem in mehr oder weniger ständigem Kontakt mit der Botschaft. Ich habe den Alten in der Turnhalle von Panteuil aufgesucht, wohin die Brandopfer evakuiert worden sind, er versichert mir, dass keiner von den Dealern, die sich dort in der Gegend herumtreiben, jemals einen Fuß in sein Haus gesetzt hat, und ich bin geneigt, ihm zu glauben. Übrigens haben ihn meines Wissens weder die Polizisten von Panteuil, die derzeit mit dem Fall betraut sind, noch die Journalisten, die darüber berichtet haben, je persönlich befragt.«

Macquart lacht auf. »Warum sollten die Journalisten das deiner Meinung nach tun? Da müssten sie sich ja bewegen. Die Meldungen der Presseagenturen und Telefonate mit ihren Freunden von der Polizeigewerkschaft reichen doch völlig aus.«

»Ich habe auch eine junge Malierin getroffen, die überall herum erzählt, dass sie den Brandstifter gesehen hat.

Sie wirkt ein bisschen beschränkt, und ich halte sie für nicht allzu glaubwürdig. Ich konstatiere lediglich, dass auch sie nicht vernommen worden ist. Dabei herrscht an Polizisten in dieser Turnhalle kein Mangel. Überall sind welche. Es ist wirklich bemerkenswert, wie die Kommissarin sich ins Zeug legt, um den Unterstützervereinen den Zutritt zur Halle zu verwehren, die Brandopfer zu überwachen und ihre Umsiedlung und damit ihre Verteilung voranzutreiben, durch die sie als potenzielle Zeugen von der Bildfläche verschwinden.«

Macquart schweigt und bedeutet ihr, fortzufahren.

»Zweiter Baustein, Le Muirs Fahrer, ein gewisser Pasquini, gehörte zur extremen Rechten, als die in den Achtzigern versucht hat, die Polizei zu unterwandern.«

Macquart hört auf zu essen und sieht sie durchdringend an.

»1991 wurde er verhaftet, weil er in Gastarbeiterunterkünften in Südfrankreich Bomben gelegt hat.«

Macquart murmelt: »Vertrautes Terrain.«

»Er hat nach wie vor Kontakt zu einem seiner damaligen Mitangeklagten, der später über seine Zugehörigkeit zu Jantets Organisation gestolpert ist.«

Macquart flucht leise.

»Sein Name ist Mitri. Ich habe meine Vorgesetzten davon in Kenntnis gesetzt. Und, ich habe es selbst überprüft, Mitri hat just in der Brandnacht seinen Arbeitsplatz und seine Wohnung geräumt, nachdem er dort sehr gründlich sauber gemacht hatte. Seither ist er unauffindbar. Für mich ist er der Brandstifter. Ab diesem Punkt habe ich nur noch Fragen. Inwieweit ist Le Muir für den Brand verantwortlich? Sie hat ihn sich auf bewundernswerte Weise zunutze gemacht, um ihre Politik voranzubringen, und die Festnahme der beiden

Dealer am Brandort noch in derselben Nacht erscheint fast wie ein Wunder. Aber war es ihre eigene Entscheidung, hat sie sie Pasquini überlassen? Hat sie Bescheid gewusst und die Sache laufen lassen? Hat sie nur die Gelegenheit beim Schopf gepackt? Wenn nicht sie den Befehl erteilt hat, wer dann? Welche Interessen verfolgen die Brandstifter, und in welcher Beziehung stehen sie zu Le Muir?»

Macquart sitzt jetzt gebeugt da, seine Worte kommen schleppend: »Du und ich, wir wissen aus Erfahrung, wie schwer es in unserem Beruf ist, Gewissheiten zu erlangen. Wenn ein Polizist nach Informationen sucht - und wie könnte er seine Arbeit ohne Informationen machen, sie sind wie Luft zum Atmen für ihn -, muss er zwangsläufig mit denjenigen verkehren, die im Besitz dieser Informationen und definitionsgemäß Gauner sind. Und wenn er mit Gaunern verkehrt, bekommt er zwangsläufig Dinge zu hören, die er lieber nicht hören würde. Was er dann damit anfängt, liegt in seinem Ermessen ...«

»Ich weiß. Aber ich habe nicht unbedingt Lust, differenziert und mitfühlend an die Sache heranzugehen.« Schweigen. »Die Staatsanwaltschaft Bobigny hat das Kommissariat von Panteuil mit der Vorermittlung betraut.«

Macquart schreckt auf. »Trotz der fünfzehn Toten?»

»Wie sagte doch Staatspräsident Mao, ich zitiere sinngemäß: Manche Tote wiegen schwerer als Berge, andere sind leichter als Federn. Wir haben es ganz offensichtlich mit der Federgewichtsklasse zu tun.« Sie lächelt, mit einem Mal ganz entspannt, und winkt dem Wirt, der an seinen Herden herumwuselt. »Ein ehemaliger Rotgardist. Er hat mir beigebracht, was ich über den Maoismus weiß.« Schweigen. »Le Muir ist eine äußerst gefährliche Frau. Sie sichert sich die Kontrolle über die Ermittlung, indem sie zwei Kleindealer wegen dringenden Tatverdachts festnehmen lässt, denen sie die Sache anhängen wird. Was soll ich tun?»

»Du machst deinen Job. Was die Zuhälter angeht, ist der Fall klar. Aber nicht, was den Brand angeht. Le Muir macht sich die Situation zunutze, das ist ganz offensichtlich. Aber dass sie für den Ausbruch des Feuers gesorgt hat, dafür gibt es keinen Beweis. Nur, wenn nicht sie es war, wer dann? Du suchst weiter und wirst ja sehen, was du findest. Sei dir aber bewusst, dass die Chancen, der Sache auf den Grund zu gehen, gering sind. Dafür ist sie eine Nummer zu groß.«

Macquarts Satz hängt eine Weile zwischen ihnen in der Luft. Sie essen schweigend zu Ende, ohne Eile, und nehmen sich Zeit, die Gedanken reifen zu lassen. Dann richtet Macquart sich auf.

»Hervorragend. Das muss ich sagen. Aber den Tee trinke ich trotzdem nicht ... Sehr gute Arbeit, Noria.« Mit einem feinen Lächeln: »Ich finde einen gewissen ästhetischen Genuss daran, dieses Fernduell zweier intelligenter und niemals lockerlassender Frauen zu beobachten, die sich hassen, noch bevor sie sich kennen.« Als er Norias verschlossene Miene sieht: »Reg dich nicht auf, das war die Bemerkung eines Ruheständlers, ich nehme sie zurück.« Er schiebt seinen Stuhl nach hinten, streckt die Beine aus. »Schön, wir locken vorläufig niemanden aus der Deckung. Wir warten ab, bis die politische Verbindung zwischen Le Muir und dem Minister öffentlich bekannt wird, so dass wir ihn treffen, wenn wir sie angreifen. Das dürfte nicht mehr lange dauern. Wenn es so weit ist, lässt du deine Zuhälterpolizisten hochgehen, und wir schüren heimlich Gerüchte über den Brand und hoffen auf einen Schneeballeffekt. Und darauf, dass die Gegenseite uns genug Zeit lässt.«⁸²

Dominique Manotti ist promovierte Historikerin und hat spät zur kriminalistischen Belletristik gefunden. Ihr Gesellschaftsverständnis orientiert sich an linker Theorie. In diesem Rahmen schickt sie ihrem Roman Artikel 12 der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte (1789) voraus, in dem es heißt, dass die öffentliche Gewalt die Rechte aller gewährleisten muss und nicht zum Nutzen derer ausgenutzt werden darf, denen sie anvertraut ist.

⁸² Dominique Manotti, *Einschlägig bekannt*, Argument-Verlag, Berlin 2011, S. 162-167. – Frz. Ausgabe von 2010 mit dem Titel „*Bien connu des services de police*“

Die Menschen- und Bürgerrechte gelten als Grundlage der französischen Republik. Ihre Erklärung hat nicht verhindert, dass die Sklaverei bis 1848 fortbestand und unter der Dritten Republik ab 1871 die kolonialistische Expansion weit über Algerien hinaus einsetzte. In der kolonialistischen Expansion sind die Bürger- und Menschenrechte zurückgenommen, wiewohl der Kolonialismus auch eine hervorragende Erscheinung des Liberalismus ist, der so lange ein Privileg *weißer Herrschaft* bleibt, wie sich die gesellschaftlichen Kräfte in den Metropolen ausbalancieren und ihre Konflikte mit gesellschaftlichem Sprengstoff in Gestalt der überflüssigen Menschen, des *Mobs* (Hannah Arendt) nach Übersee auslagern, wie das der Begriff „Sozialimperialismus“⁸³ aussagen will. Der Raum für Auslagerung europäischer Menschen ist inzwischen jedoch aufgebraucht und steht höchstens noch für das scheinbar gefahrlose Entsorgen von Giftmüll zur Verfügung und ist als solcher begehrt.

In den gegenwärtigen weltweiten Migrationszügen, in die sich Millionen von Menschen einreihen, die immer wieder auch Europa zum Ziel haben, spiegelt sich teilweise wider, wie neben anderen Ursachen der Kolonialismus eine Rückwirkung erzeugt, indem sich die einstmaligen Kolonisierten in die Länder der Kolonisatoren aufmachen, wo sie sich, zumal die Frankophonen in Frankreich, eine Teilhabe versprechen, die sie in ihren verlassenen Heimatländern aus was für Gründen auch immer entbehren müssen. Dass die sich daraus ergebenden Probleme inzwischen zu Inhalten europäischer Kriminalliteratur werden, zeigt, wie schwierig sich die saturierten (west-)europäischen Gesellschaften damit tun, nicht enden wollende Züge von Migranten zu integrieren, wenn sich schon nicht alle außerhalb der Grenzen dieser Länder in Lagern oder auf Inseln unterbringen lassen.

Manotti zeigt in „*Einschlägig bekannt*“ Geschehnisabläufe, in denen das Unglück der einen, nämlich der ärmsten Migranten mit einem Hauch von Verbindung in die einstige Metropole, vielleicht über die immer noch hochgelobte afrikaweite Frankophonie vermittelt, zum materiellen Glück einiger anderer ausgeschlachtet werden soll, gerade in dem Augenblick, wenn diese Migranten endlich einen Platz und ein Dach über dem Kopf gefunden haben, wo sie doch Platz und Dach in ihrer frankophonen Heimat hätten lieber behalten sollen. Das materielle Glück der wenigen anderen wird dabei meistens nicht einmal von diesen selbst gesucht, sondern ihnen über möglicherweise unbekanntes Mittelsmänner, anonyme Gesellschaften oder Bankmanager vermittelt, deren Tentakel wie bei Manotti in die Polizei und in die Politik hineinreichen und die sich ab irgendeinem Zeitpunkt auch in rechtlichen Bahnen bewegen mögen und sich dadurch gerechtfertigt fühlen. Das System organisierter Unverantwortlichkeit (Ulrich Beck) breitet sich schließlich unter Einschluss der sich ihm überlegen fühlenden *happy few* über allem und allen aus. Die einstmaligen kolonisierten Migranten bleiben dabei jedenfalls das schwächste Glied in der Kette ihrer Kolonistengesellschaft, in der sie als dieses Schwächeglied ein willkommenes konstitutives Ferment für Konfliktdynamiken darstellen, wie es am konzentriertesten nicht in vereinzelt, heruntergekommenen Immobilien in Erscheinung tritt, sondern in den berüchtigten „*banlieues*“.

Alexis Jenni stellt diese in seinem Roman „*Die französische Kunst des Krieges*“ als einen Reflex der Kolonialepoche dar.

Alexis Jenni umfangreicher Roman „*L'art français de la guerre*“ erschien im September 2011 und liegt seit 2012 in deutscher Übersetzung vor.⁸⁴ Alexis Jenni schreibt seinen Roman ausdrücklich

83 Vgl. den Artikel „Sozialimperialismus“ bei Wikipedia.

84 Alexis Jenni, *Die französische Kunst des Krieges*. Übersetzt von Uli Wittmann, Luchterhand, München 2012. – Auf Grundlage der französischen Ausgabe wird er in www.himmlers-heinrich.de/eroberung.pdf auf S. 82-99 ausführlich

über den „Zwanzigjährigen Krieg“ bis 1962 und verfolgt bis in die unmittelbare Gegenwart, wie sich die Kolonialzeit weiter auswirkt. Seine Hypothese ist, dass die heutigen Probleme Frankreichs mit Einwanderung und der Situation in den *banlieues* vor allem von Paris und Lyon in dieser bis heute nicht aufgearbeiteten Vergangenheit zu finden sind. In einem Interview mit der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 18. November 2012 äußert er sich dazu folgendermaßen:

„In Algerien gab es acht Millionen Algerier und eine Million Algerienfranzosen. Und es gab immer diese Vorstellung des Eingeschlossenseins, die Algerienfranzosen fühlten sich von dieser Masse überflutet. Sie meinten, ihnen widerstehen zu müssen, ihnen zeigen zu müssen, dass sie stark waren, denn das war das Einzige, was die Algerier anerkannten: die Stärke. Das ist etwas, das sich nach Frankreich übertragen hat. Vor allem in der Ideologie des ‚Front National‘ gibt es noch immer diese Vorstellung von einer arabischen Invasion, von der wir bedroht sind. Das klingt, als wären wir nur noch zwei, drei Millionen Franzosen mit fünfzig Millionen Arabern um uns herum. Damit verbindet sich der Gedanke, dass ‚man es ihnen zeigen müsse‘. Wenn man in Frankreich sagt, man muss es ‚ihnen‘ zeigen, weiß jeder, wer mit diesem ‚ihnen‘ gemeint ist – die Araber. Die Vorstellung der Stärke stammt aus den Kolonien. Die Kolonien wurden mit Stärke regiert. Der ‚Front National‘ hebt die Stärke über das Gesetz. Dass sie Araber nicht leiden können, ist nicht mal das Schlimmste. Das Schlimmste ist, dass sie die Grundlagen der Republik zerstören, das Gesetz, das für alle gleich ist. Das ist wie in den Kolonien: Man arrangiert sich, man bastelt so vor sich hin, bleibt unter seinesgleichen und regiert durch Stärke. So gibt es viele Verbindungen zwischen dem, was man damals dachte, und dem, was man heute denkt.“⁸⁵

Bei Manotti ist nicht ausdrücklich oder gezielt vom „Front National“ die Rede, aber wohl von rechtsradikalen Genealogielinien, ihren Gruppierungen und Verzweigungen, mehr noch aber vom wahltaktischen Fischen politischer Karrieristen in ausdrücklich fremdenfeindlichen Milieus. Als Kriminalautorin liegt ihr zwar an der schwierigen Aufklärung von Fällen, in denen über persönliche Verstrickungen immer mehr steckt als ein zu lösendes Verbrechen, immer aber auch daran, dass das korruptionsanfällige Machtgeflecht nicht nur in der gegenwärtigen französischen Politikerklasse sichtbar wird.

Auch Jenni schränkt in seinem Roman die Fremdenfeindlichkeit nicht auf eine Partei und ihre Anhänger ein. Bei ihm geht es allerdings nicht um Kriminalliteratur über einen verbrecherischen Einzelfall, sondern um das Verstehen der Befindlichkeit seines Erzählers in der ihn umgebenden Gesellschaft und in seinem Leben, wenn sein aufklärerisches Verfahren auch detektivisch motiviert sein mag. Sein Erzähler geht zum Beispiel davon aus, dass Freunde seiner Eltern durchaus in koloniale Gewalttätigkeiten hätten verstrickt gewesen sein können: *„Zweieinhalb Millionen ehemalige Soldaten, zwei Millionen ausgebürgerte Algerier, eine Million vertriebener ‚pieds-noirs‘, ein Zehntel der jetzigen Bevölkerung Frankreichs hatte teil am Niedergang des Kolonialismus, und das ist ansteckend, sowohl über den Kontakt wie über das Wort“* (S. 469 f.).

In Gestalt des ihm vertraut und zum älteren Freund gewordenen Salagnon, der 20 Jahre seines Lebens im und mit Krieg verbracht hat und jetzt in der Satellitenstadt mit dem Namen *Voracieux-les-Bredins* lebt, wird er im Kreise von dessen Freunden in eine ihm bis dahin fremde Szenerie ein-

vorgestellt. Auch hier wird mit Anleihen von dort der franz. Ausgabe gefolgt.

85 Vgl. <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/autoren/goncourt-preistraeger-alexis-jenni-im-gespraech-warum-suchen-sie-das-abenteuer-11962612.html>

geführt. Für den Erzähler, der im Zentrum von Lyon lebt, ist *Voracieux-les-Bredins* Fremde. Dabei liegt nahe, darin ein zweites *Vénissieux-Saint-Fons-Vaulx-en-Velin* zu erkennen, eine Siedlung an der Ostperipherie von Lyon, die wegen der periodisch wiederkehrenden Jugendunruhen immer wieder auch in der internationalen Presse genannt wird.

Die Fremde des Lyoner Außenviertels begegnet ihm, als er sich zum ersten Mal zu Salagnon in dessen Wohnung begibt. Er muss an der letzten U-Bahn-Station lange auf einen Bus warten, weil die Anbindung der Siedlung offenbar kalkulierterweise umständlich gestaltet ist, und hat Zeit, sich umzusehen. Er fühlt sich fehl am Platz. Alle Leute, die um ihn herumlaufen, sehen sich seinem Eindruck nach ähnlich und bilden eine Gruppe, weil er in den Einzelnen kaum Individuelles wahrnehmen kann. Das Französisch, das er hört, ähnelt kaum der Sprache, die seine Muttersprache ist. *„Ich hatte Mühe, dieser Musik zu folgen.“* In der Stadtmitte, wo er lebt, ist es umgekehrt. Da ist er sich seiner sicher. Denn alle ähneln ihm, unterscheiden sich aber voneinander. Jeden einzelnen erkennt er für sich. Das Individuum lässt die Gruppe verschwinden.

In dieser Fremde lebt Salagnon mit seiner Frau Eurydice, ohne jedoch selbst befremdet zu sein. Darin unterscheidet er sich wesentlich von seinem Freund Mariani, Kamerad in allen Kämpfen und Lebensretter Salagnons in Indochina. Er ist im Unterschied zu Salagnon verbittert zurückgekehrt und zumindest in Worten und zum Teil in der Simulation von seiner Wohnung im 18. Stock aus bereit, alle umzubringen, die er mit Zielfernrohr vom hoch gelegenen Fenster draußen ausmacht und die ihm – am offensichtlichsten in der Hautfarbe – nicht ähneln, so dass er sie nicht als seinesgleichen wahrzunehmen bereit ist. Mariani lebt am Rande der Panik. Im Unterschied zu Salagnon ist er in keine Familie zurückgekehrt, hat auch selbst keine gegründet, sondern lebt sein Leben, regelmäßig in seiner Wohnung umgeben von jungen Männern, die sich als Franzosen von *„rein französischer Abkunft“* verstehen und in Mariani ein Vorbild mit einschlägiger Erfahrung sehen. Vor der Innenseite seiner Fenster hat er Sandsäcke aufgeschichtet, weil er sich wie auf einem Beobachtungsposten in Feindesland fühlt. Er setzt mit den jungen Leuten auf Gewalt gegenüber dem/den Fremden und auf Ähnlichkeit mit seinesgleichen. Mariani nach spielt sich in der französischen Gesellschaft in seinem Umfeld etwas ab, was er außerhalb Frankreichs als Kämpfer auf Seiten der Kolonisatoren erlebt hat:

„Wir werden kolonisiert. Man muss dieses Wort sehr wohl benutzen. Es gehört Mut dazu, denn es passt. Niemand wagt es auszusprechen, aber es beschreibt genau unsere Situation: Wir sind in einer kolonialen Situation und wir sind es, die kolonisiert werden. Das musste so kommen, weil wir zu lange zurückgewichen sind“ (S. 243).⁸⁶

Mariani stimmt ein Klagelied an. Schon in Vietnam sei ihnen ein gelungener Rückzug ohne allzu große Verluste wie ein Sieg vorgekommen und habe eine Auszeichnung einbringen können. *„Wir sind geflohen, mit den Vietnamesen am Arsch, und wir fliehen immer noch. Inzwischen sind wir fast im Zentrum angekommen, im Herzen von uns selbst, und wir fliehen immer noch. Die Stadtzentren sind zu den Kasematten der Verschanzung unseres Lagers geworden.“* In den Stadtzentren sei je-

⁸⁶Diese Vorstellung, gegenüber anderen Mächten zurückgewichen zu sein, hatte schon als Antrieb die Eroberung Algeriens ab 1830 bestimmt. Denn der *Siebenjährige Krieg* (1756-1763) hatte für Frankreich mit dem Verlust des größten Teils seiner Kolonien in Übersee (Indien, Nordamerika) geführt und die Vormacht Englands bestätigt. Nach der Niederlage Frankreichs 1870 setzte erst der große Kolonialerwerb Frankreichs in Übersee in der Dritten Republik ein. Vgl. dazu die Rede Jules Ferrys von 1885 in der französischen Abgeordnetenkammer *„Die Grundlegung der Kolonialpolitik“* (www.himmlers-heinrich.de/eroberung.pdf, S. 29-34).

doch nichts anderes mehr zu hören als der arrogante Klang eines Französisch, der von „dort unten“, nämlich aus den Kolonien stamme. In diesem verunstalteten Französisch fühle er sich selbst herabgesetzt und misshandelt. Seinen Ohren nach ist sein Zuhause schon verloren gegangen. Frankreich ziehe sich zurück, gehe kaputt (243 f.).

Als der Erzähler eine ganze Nacht in der Gesellschaft Salagnons bleibt und sich von ihm im Zeichnen und Malen nach chinesischem Vorbild unterweisen lässt, will er im Morgengrauen zurückfahren und wartet an der Haltestelle auf den Bus. Im Halbschlaf nimmt er wahr, wie gepanzerte Fahrzeuge fast lautlos an ihm vorbei in die *banlieue* hineinfahren. Wäre er näher herangetreten, hätte er mit der Hand ihre metallischen Flanken oder die kugelsicheren mannshohen Reifen streifen können. Blaue Gefährte mit vergitterten Scheiben. Sie biegen in die viel zu breite Straße ein, die zu dieser frühen Stunde menschenleer ist. Alle Straßen sind hier breit.⁸⁷ Mannschaftswagen voller Polizisten folgen mit kleinen Anhängern, in denen sie die Ausrüstung zum *Aufrechterhalten der Ordnung* mit sich führen. Vor den Wohnblöcken spaltet sich die Kolonne auf, ein Teil bleibt stehen, ein anderer fährt weiter. Schwer bewaffnete Polizisten steigen aus, ausgerüstet mit Helmen, Waffen und Schutzschilden. Ihre gepolsterten Beine und Schultern vergrößern ihre Silhouetten. Einer trägt einen großen Zylinder mit Griffen, der dazu dient, Türen einzuschlagen. Dann kommen mehrere Wagen an, aus denen Zivilisten mit Photoapparaten und Kameras steigen.⁸⁸

Der Erzähler steigt dann in seinen Bus und erfährt, was folgt, aus der Presse. Zur vorgeschriebenen Stunde hätten starke Polizeikräfte einen Einsatz in einem sensiblen Stadtbereich durchgeführt. Einschlägig polizeibekannt Individuen, junge Leute, die noch zum Teil bei ihren Eltern wohnen, seien vor dem Aufstehen überrascht worden. Die Interventionsgruppen seien in den Wohnzimmern aufgetaucht, dann in den Schlafzimmern, nachdem sie die Türen aufgebrochen hätten. Niemand habe entkommen können. Der Zugriff habe trotz einiger Unannehmlichkeiten schnell beendet werden können. Die Verdächtigen seien schnell in Handschellen abgeführt worden, in Pantoffeln oder offenen Turnschuhen. Von irgendwoher seien Steine geworfen worden, gegen die sich die Polizei mit ihren Schilden habe wehren können. Im Hintergrund hätten sich in Schlaf- oder Trainingsanzügen Gruppen gebildet. In den zu evakuierenden Wohnungen sei Tränengas eingesetzt worden. Die Einsatzkräfte hätten sich geordnet zurückziehen können. Die Verhafteten seien in die Fahrzeuge geführt worden, indem man ihnen beim Einsteigen den Kopf herabdrückte. Aus einem Fenster sei eine Waschmaschine geflogen, die sich mit ihrem Gewicht in den Boden gebohrt habe. Es sei niemand zu Schaden gekommen. Die Verdächtigen seien der Justiz überantwortet worden.

Der Erzähler registriert: Man konzentriert sich auf die Anwesenheit der Presse. Man nimmt Anstoß daran, dass es wie bei einem Schauspiel zugegangen sei. Dagegen empört man sich ... und schickt sich drein. Denn das, was geschehen ist, wird hingenommen. Alle Verhafteten werden am nächsten Tag freigelassen, weil ihnen nichts vorzuwerfen ist. Niemand weist darauf hin, wie sich die Aufrechterhaltung der Ordnung militarisiert. Niemand schien die gepanzerten Kolonnen bemerkt zu haben, die im Morgengrauen in zur Unruhe neigenden Stadtviertel einrücken. Niemand staunt über den Einsatz von gepanzerten Kolonnen in Frankreich. Man könnte wenigstens darüber

87 In seiner Schrift von 1849 „*La guerre des rues det des maisons*“ empfiehlt Marschall Bugeaud den Bau breiter Straßen, damit das Militär besser in die städtischen Konfliktzentren vorrücken könne. Der Architekt Haussmann entwickelt daraus den großzügigen Boulevardausbau in Paris.

88 Das ist ein Arrangement mit eingebetteten – *embedded* – Journalisten, wie es durch die US-Armee im Vorderen Orient am auffälligsten geworden ist, damit im Nachhinein das militärische Vorgehen seine Rechtfertigung erfährt.

diskutieren, ob es angemessen ist, dass militarisierte Polizei Türen von Wohnungen aufbricht, um schwieriger Heranwachsender habhaft zu werden. Ist es zu vertreten, dass man gegen jedermann derart gewalttätig vorgeht, einige festzunehmen und sie dann freizulassen, weil man ihnen nichts Gravierendes vorzuwerfen hat? Dem Erzähler nach wäre über die Praxis des Einsatzes gepanzerter Kolonnen in den *banlieues* zu diskutieren. Weil er so geläufig sei, bemerke ihn niemand mehr. Die Kriege, die „dort unten“ geführt worden seien, wären diesem Muster gefolgt. Sie seien verloren worden, weil sie von gepanzerten Kolonnen aus geführt worden seien. „Durch die Panzerung fühlten wir uns geschützt. Wir haben alle mit Gewalt überzogen; viele haben wir getötet; und wir haben die Kriege verloren. Alle. Wir. – Die Polizisten sind jung, sehr jung. Man schickt junge Leute in gepanzerten Kolonnen zur Kontrolle in verbotene Zonen. Sie richten einigen Schaden an und verschwinden wieder. Wie dort unten. Die Kriegskunst ändert sich nicht“ (S. 254 f.)

5.2 DER KRIEG IN DEN STÄDTEN ALS STUDIENOBJEKT UND EXPERIMENTIERFELD

Den Begriff „verbotene Zone“⁸⁹ hat Jenni aus dem Algerienkrieg übernommen. 1956 war Algerien in drei Zonen eingeteilt worden: „zone d’opérations“, „zone de pacification“ und „zone interdite“. Die „zone interdite“ ist auch ein Einsatzgebiet für Salagnon: Nachdem Algier zunächst *Operationszone* war und nach Kampfbefriedung als *Befriedungszone* gilt, werden Salagnon und die anderen Fallschirmjäger in Algier nicht mehr gebraucht und aufs Land beordert. Denn dort leben die „Gesetzlosen“ – *les hors-la-loi* – in *Banden* weiter. Salagnon bildet eine Gruppe junger Leute aus Frankreich aus, zum Teil noch minderjährig und gerade aus der Schule entlassen. Er soll mit ihnen die „verbotenen Zonen“ – „zones interdites“ – kontrollieren, in denen sich kein Algerier bewegen darf, die aber genutzt werden müssen, wenn der FLN seine Leute versorgen will, damit der Widerstand gegen Frankreich fortgesetzt werden kann.

Dieser Begriff und das mit ihm Gemeinte ist seit dem Zweiten Weltkrieg geläufig. Je nach Kampfgebiet und Sprache kann er „Tote Zone“⁹⁰, „Verbotene Zone“, „Sperrzone“, „Militärisches Sperrgebiet“, „Todesstreifen“, „no-go-area“ usw. lauten. Wenn der Begriff auf einen Ort wie Tschernobyl oder Fukushima angewendet wird, zeigt sich seine Vielgestaltigkeit insofern, als es immer um Gebiete geht, in denen sich Menschen Gefahren für Leib und Leben mit Ursachen vielfältiger Art aussetzen. Mit der nach Europa gerichteten Migration und dem Zuzug vor allem in den Städten und der Bevorzugung bestimmter Stadtviertel, wo Migranten sich mit welchem Status auch immer konzentrieren, ob staatenlos, als Asylbewerber, Aufenthaltsberechtigter oder integrierter Staatsbürger fremden Ursprungs, übernehmen die jeweiligen Einheimischen, die sich wie Mariani in ihrer Heimatstadt fremd werden fühlen, Begrifflichkeiten, mit denen Militärs im Auslandseinsatz unsicheres Terrain mit möglicher Feindberührung kategorisieren. Möglicherweise wird aber in

89 Siehe dazu das Projekt „zone interdite“: <http://www.zone-interdite.net/P/>.

90 In den Partisanenkampfgebieten in Russland 1942-1944 hießen die von aller Bevölkerung evakuierten Gebiete „Tote Zonen“, und dort Angetroffene galten als „Freiwild“ (Vgl. Christian Ingrao: *Les chasseurs noirs. La brigade Dirlewanger*, Paris 2006, S. 35 f. oder Christian Gerlach, *Tote Zonen*, in: Die Zeit v. 7.6.2011 [<http://www.zeit.de/zeit-geschichte/2011/02/Verbrechen-hinter-der-Front/komplettansicht>]). US-Amerikaner hatten im Vietnamkrieg *Free-fire zones* eingerichtet: „Returning veterans, affected civilians and others have said that U.S. Military Assistance Command, Vietnam MACV, based on the assumption that all friendly forces had been cleared from the area, established a policy designating "free-fire zones" as areas in which: Anyone unidentified is considered an enemy combatant. Soldiers were to shoot anyone moving around after curfew, without first making sure that they were hostile“ (Wikipedia).

solchem Umfeld auch in anderen Kategorien von Menschen gedacht (und gesprochen), indem sie auf die Stufe von Ungeziefer herabgesetzt werden, so dass Insektizid- oder Pestizideinsatz angezeigt wäre. Es ist also nicht nur eine von Jenni in Frankreich beobachtete Eigenart, dass alteingesessene Bürger in allfälliger Fremdenangst sich in manchen Gebieten ihrer Heimatregion wie ausgesperrt fühlen, wenn zum Beispiel dort auch die heimische Polizei Streifengänge und Einsätze lieber vermeidet.

– In diesem Zusammenhang empfiehlt sich noch einmal ein Rückblick nach Elisabethville als eine von Europäern gegründete Stadt und als hauptsächlicher Schauplatz von Lartéguy's „Les Chimères noires“: Die europäische Bevölkerung bewohnte das Stadtzentrum. Die kongole-sischen/katangischen Arbeitskräfte bewohnten entweder die nahe den Minen eingerichteten Lager oder die cité africaine als Eingeborenenstadt. Sie war durch einen 700-m-Streifen als un-bewohnter Neutralitätszone von der Europäerstadt getrennt. Allein das häusliche schwarze Dienst-personal durfte in sogenannten „boyeries“ in den Gärten ihrer europäischen Dienstherrn wohnen. Aus heutiger Perspektive entspricht eine Stadt wie Elisabethville am ehesten dem, was sich heute in Großstädten weltweit „Gated Communities“ nennt.⁹¹ Das heißt, dass auf dem Reißbrett entstandene Kolonialstädte immer auch ein Bild in sich ungetrübter weißer Herrschaftsvorstellungen in Architektur und Landschaftsgestaltung darstellen. –

Seit es Städte gibt, werden sie befestigt und gegen nie ausbleibende Eindringlinge abgesichert. Aber auch innerhalb der Städte gibt es von Alters her weitere Abgrenzungen, mit denen die Stadtbürger ihre Statuszugehörigkeit signalisieren oder ungebetenen Besuchern den Zutritt verwehren wollen. In der Palastwache und ihren Ritualen haben sie eines ihrer ausdrucksstärksten Rituale institutionalisiert. Indessen ist das Sicherheitsbedürfnis immer auch gefährdet. So musste nach der Erfindung des Pulvers und dem Einsatz von Kanonen die Wehrarchitektur nach neuen Verteidigungslösungen auf der nie unbeweglich bleibenden Sicherheitsspirale suchen, womit nach dem Burgenbau die Phase des neuzeitlichen Festungsbaus begann.

Militärische Erfordernisse sind also gewissermaßen als anthropogene Konstante des Sicherheitsbedürfnisses und des Einrichtens von **Sicherheitszonen** immer in der Architektur und im weiteren Sinn in der Landschaftsplanung mitgedacht: „*My home is my castle*“. Wer seine Stadtluft *intra muros* überall atmen wollte und die innerstädtischen Grenzen deshalb zu ignorieren neigte, musste wie der Feind *extra muros* darauf sinnen, wo die Lücken des Überwachungsbedürfnisses unbemerkt geblieben oder wie die Sicherheitsschranken am schnellsten, einfachsten und unbemerktesten zu überwinden waren. Man braucht nur an das sagenhafte „trojanische Pferd“ zu erinnern. Das heißt, dass die Stadt nicht nur von Anfang an ihren Bewohnern Schutz und damit Freiheit bot, sondern dass der städtische Raum auch immer dafür sorgte, wie seine nötigen Freiheitseinschränkungen in individuellem Interesse und vor anderen verborgen aufgehoben werden konnten. Eine nach oben offene Sicherheitsspirale war und ist also immer bei der Betrachtung menschlicher Erfindungsgabe mitzudenken.

In dieser Untersuchung geht es, eingeschränkt auf die *abendländische* Szenerie im 20. Jahrhundert mit Schwerpunkt mehr auf Frankreich als auf Deutschland, um Strukturen des Kolonialismus und ihre Auswirkungen bis in die Gegenwart, und zwar dargestellt an der *französischen Dok-*

91 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Gated_Community.

trin, die Lartéguy's Gestalt la Roncière in kolonialem Umfeld ausdrücklich erproben möchte, um sie dann in seinen Büchern und Vorträgen an *abendländische* Öffentlichkeit zu vermitteln, wie das Roger Trinquier, aber auch der in Tunesien geborene David Galula (1919-1967)⁹², für US-General David Petraeus der Clausewitz des 20. Jahrhunderts, oder Bernard B. Fall (1926-1967)⁹³ taten. David Petraeus denkt nicht mehr in ausdrücklich kolonialistischen Zusammenhängen, sondern überträgt das von den französischen Militärs in den Kolonialkriegen gewonnene Erfahrungswissen auf die Konfliktfelder der gegenwärtigen Welt, was nichts Neues ist, sondern zum Beispiel schon das Handeln Alexis de Tocquevilles in der französischen Nationalversammlung in den 1840er Jahren bestimmte.⁹⁴ So ebnen sich die Unterschiede zwischen einstigen Kolonien und *abendländischer* Welt innen- und außenpolitisch zunehmend ein, wobei die über das Kolonialerbe vermittelten Erfahrungen ein Bestandteil *abendländischer* Weltpolitik geworden sind.

Nichtsdestoweniger ist festzuhalten, dass eines der wichtigsten Experimentierfelder für das Verhalten in Konfliktzonen die „*letzte Kolonie des Westens*“ ist, nämlich das seit 1967 selbst Kolonialmacht gewordene Israel, das im Unterschied zu anderen Siedlungskolonien so wenig zu dekolonisieren ist wie Russland oder Südafrika.⁹⁵ Eyal Weizman⁹⁶ zeigt in seinem Buch „*Sperrzonen. Israels Architektur der Besatzung*“ am Beispiel der israelischen „Raumordnung“ in den besetzten Gebieten eine Architektur der Abgrenzung und Kontrolle, die weltweit zum Einsatz kommt: „*sei es zur Aussperrung verarmter Bevölkerungsteile aus den Metropolen oder an den hochgerüsteten Grenzen zwischen Nord und Süd, Arm und Reich. Die Architektur der Separation ist eine globale Entwicklung*“.⁹⁷ In einem Beitrag auf der französischen Domain „Article11“ wird von Émilien Bernard in lässigem Ton das in Frankreich 2008 separat veröffentlichte Kapitel 7 des Buches – „*Urbane Kriegführung: Durch Wände gehen*“ – vorgestellt und von dort auf die Situation in den französischen *banlieues* Bezug genommen.⁹⁸ Das dabei deutlich werdende Konzept entspricht in groben Linien dem von la Roncière für Elisabethville entwickelten des „*revolutionären Krieges*“, wie es die UNO referiert (vgl. S. 29), ohne dass es jedoch erwähnt zu werden braucht. Das hat nichts Erstaunliches, denn Weizman zitiert selbst einen wichtigen Vorläufer der *französischen Doktrin*, nämlich Marschall Thomas Bugeaud mit seinem Buch „*La guerre des rues et des maisons*“, in dem zum ersten Mal der militärische Vorgang des durch Häuserwände Gehens verschriftlicht ist.⁹⁹ Weizman ist dabei überzeugt davon, dass es um eine Weiterentwicklung urbaner Militäroperationen geht, die einer Tradition folgen. Hier die Übersetzung:

„Zur mentalen Appetitanregung: Man stelle sich einen Saal vor, in dem der Generalstab einer zeitgenössischen Armee versammelt ist, ihre strategische Elite. In einer bedeutungsschweren

92 Siehe http://fr.wikipedia.org/wiki/David_Galula.

93 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Bernard_B._Fall.

94 Sven Lindqvist schreibt: „*Die europäische Expansionspolitik mit ihrer schamlosen Rechtfertigung des Völkermords hat Denkgewohnheiten und politische Präzedenzfälle geschaffen, die den Weg frei gemacht haben für immer neue Gewalttätigkeiten*“ (*Durch das Herz der Finsternis. Ein Afrika-Reisender auf den Spuren des europäischen Völkermords*. Mit einem Vorwort von Urs Widmer, Campus, Frankfurt. a. M./New York 1999, S. 15).

95 Wolfgang Reinhard, *Kleine Geschichte des Kolonialismus*, Kröner, Stuttgart 1996, S. 295.

96 Eyal Weizman steuerte auch einen Beitrag zur Kasseler *dOCUMENTA (13)* bei: „*Forensische Architektur Notizen von Feldern und Foren (dOCUMENTA (13): 100 Notes - 100 Thoughts, 100 Notizen - 100 Gedanken # 062) (dOCUMENTA (13): 100 Notizen - 100 Gedanken)*“, Hatje Kantz Verlag, Ostfildern 2012.

97 Eyal Weizman, *Sperrzonen. Israels Architektur der Besatzung*, Nautilus, Hamburg 2009, Umschlagtext.

98 Sascha Lange nimmt 2006 im Rahmen der *Stiftung Wissenschaft und Politik* das irakische Falludscha als Beispiel für die Bundeswehr als NATO-Truppe, um über ein urbanes Kriegskonzept nachzudenken: http://www.swp-berlin.org/fileadmin/contents/products/fachpublikationen/lgs_Falludscha_ES_ks.pdf.

99 Eyal Weizman, wie Anm. 96, S. 228 f.

Stunde soll ein neuer Angriff in einem Aufstandsgebiet, eine Kriegsoperation in einem extrem feindlichen Ort geplant werden. In der ersten Reihe sitzen die hohen Tiere mit ihren herabbauenden Tressen, und die Vortragenden treten der Reihe nach ans Pult, brillant und sprachgewandt. Der erste breitet die Theorie der Situationistischen Internationale mit ihrer Vorstellung vom Niedergang der Stadt aus¹⁰⁰ und wie diese Auffassung die Stadt remodelliert, ihre Hierarchien zerstört und schließlich erlaubt, die staatlichen Entgegnungen auf die Unruhen zu überwinden. Der zweite beugt sich über einen antikonformistischen Künstler der 1970er Jahre mit Namen Gordon Matta-Clark, dessen Arbeit sich darauf konzentrierte, den Tod der Stadt ins Auge zu fassen, das Entmauern der Mauern, die Anarchoarchitektur. Ein dritter breitet sich über Deleuze und Guattari aus, über ihre Annäherung an das Konzept glatter und gestreifter Räume in „Mille Plateaux“, bevor er Georges Bataille am Ende zitiert, der einen geregelten Angriff auf das Halseisen der Architektur anpreist. Seltsame Auftritte. Drei Militärs, also a priori eigentlich enge Geister, und dennoch beugen sie sich über die Arbeiten derer, die sich am meisten vom repressiven Charakter städtischer Macht beunruhigen ließen und sie zu stürzen trachteten. Sie arbeiten sie sogar für sich auf und nutzen sie in kriegerischer Sicht.

Ja, das hat etwas Bizarres. Leute vom Barras, die sich Gedanken über die Lage von inneren Organen oder Deleuze machen, das hat etwas von Science-Fiction. Unterschätzt man jedoch den Feind zu sehr, weil man ihn nicht für fähig hält, seine Analysen zu machen, verpasst man eine fundamentale Wahrheit: Die Armee hat seit langem das Feld der Theorie in Beschlag genommen und praktiziert Sozialwissenschaften (besonders ihre sogenannten subversiven Komponenten), um sich an die Spitze theoretischer Reflexion zu setzen (eher: indem sie sich an die Spitze anhängt). Und diese seltsame Versammlung, zur Appetitanregung evoziert, klingt schließlich wie eine nicht zu vernachlässigende Möglichkeit.

Die drei einleitend zitierten Vortragenden in Khaki sind nicht so fiktiv, wie sie aussehen. Tatsächlich stützt sich die Beschreibung ihres Auftretens auf eine Passage des sehr anregenden Essays von Eyal Weizman „Durch Wände gehen. Die Architektur im neuen urbanen Krieg“. Der Forscher widmet sich dort dem OTRI, dem Forschungsinstitut der operationellen Theorie, einer Art think tank des israelischen Militärs, von größtem Einfluss auf die Führung militärischer Operationen. Das Institut wurde um das Jahr 2000 mit dem Ziel gegründet, dort „operationelle Architekten“ auszubilden, up-gegradete Militärränge. Die hier am Anfang vorgelegte Beschreibung stützt sich also auf die Darstellung Weizmans, der darauf abzielt, zu zeigen, dass die israelische Armee längst das primitive Konzept des Faustschlags hinter sich gelassen hat. In der Tat ist sie seit einiger Zeit zu einer Praxis übergegangen, bei der auf dem warfield eine Grundidee gilt: die Mauer war einmal, man muss sie versetzen, sogar überschreiten. Die Mauern haben Füße.

Weizman verweilt besonders bei der Operation ‚Rempart‘ vom Frühling 2002, die die Armee ‚gegen die moderne Stadt Ramallah, das historische Zentrum der dicht besiedelten Kasbah von Nablus, die internationale heilige Stadt Bethlehem, die Flüchtlingslager von Jenin, Balata und Tulkarem‘ ausgeführt hat. Eine weit ausgelegte Operation mitten in der zweiten Intifada, die Machtausübung deutlich machen sollte. Weizman führt aus, was diese Operationen widerspiegeln: ‚Die Operation ‚Rempart‘ machte aus dem Westjordanland ein riesiges Labor für den

¹⁰⁰Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Situationistische_Internationale.

urbanen Krieg, in dem neben Hunderten von Leben Güter und zivile Infrastruktur geopfert wurden.¹⁰¹

Was sich in jenem Frühling von 2002 veränderte, ist die militärische Ausgangsbasis der israelischen Armee, die in diesem Bereich oft Vorläuferdienste leistet. Sie bedeutet das Ende der Mauer und der Wälle, die bisher bei der Verteidigung oder beim Angriff als nicht überschreitbar galten. Es handelt sich darum, das Schlachtfeld aufzusprengen und neu zu konfigurieren, indem die Stadt selbst zum Mobiliar instrumentalisiert wird. Meistens bedeutet das, dass durch die Wohnungswände hindurchgegangen wird, voranzukommen, ohne die gewöhnlichen Adern zu benutzen.¹⁰¹ Aviv Kochavi, eine der Führungskräfte von OTRI, spricht in diesem Zusammenhang von ‚umgekehrter Geometrie‘ und erklärt, dass ‚eine staatliche Armee, die einen in mehr oder weniger organisierten Banden netzwerkartig verstreuten Feind zu bekämpfen hat, [...] sich von den alten Vorstellungen von geraden Linien, von linear aufgestellten Verbänden, Regimentern und Bataillonen zu befreien hat‘.¹⁰²

Ein bei der Schlacht von Jenin beteiligter Soldat berichtet: ‚Wir haben die Gebäude nie verlassen, wir gingen ausschließlich von einem Haus ins andere. [...] Wir haben uns mehrere Wege von der Außenseite des Lagers bis ins Zentrum gebrochen.‘ Von daher erklärt sich die Bemerkung Weizmans: ‚Es ging nicht mehr um die normale Raumordnung, die die Art des Vorrückens bestimmte, sondern das Vorrücken selbst organisierte den Raum, der es umgab.‘ Der Traum eines jeden Generals beim Feldzug...

Eine andere Entwicklung, die alles andere als harmlos ist: die Absicht, auszuschwärmen und die Fronten zu vervielfältigen.¹⁰³ Es gibt in dieser Experimentieroperation von 2002 keine Angriffslinie mehr, sondern eine Vielzahl kleiner Gruppen, die sich selbstbestimmt vorankämpfen. Weizman spricht deshalb von einer ‚Reorganisation der urbanen Syntax über den Umweg einer mikrotaktischen Aktionsreihe‘. Keine Frage mehr, eine einheitliche Front zu präsentieren und wie ‚Braveheart‘ zu spielen (zwei wütende Armeen, die auf einem freien Schlachtfeld im Block aufeinanderstoßen), gegenwärtig geht es um khakifarbene Allgegenwärtigkeit.

Gewiss stoßen diese Versuche, die Strategie neu zu denken, nicht auf allgemeine Zustimmung. Außerdem werden sie nur in bestimmten Situationen angewandt. So haben die Israelis beim Angriff auf Jenin 2002 auch mit konventionellen Taktiken gearbeitet, als sie die Verkehrsadern mit Bulldozern und Panzern verbreiterten: ‚Das kann an die Taktik von Sharon erinnern, der Anfang der 1970er Jahre den Widerstand der Palästinenser im Gaza-Streifen zu brechen versuchte, indem er wie Haussmann in Paris breite Straßen anlegen ließ.‘ Die neuen Strategien empfehlen sich also nur schrittweise, von Fall zu Fall und auf die Dauer hin. Der gleiche Vorgang spielt sich zum Beispiel schon seit längerem für die nicht-tödlichen Waffen ab, ein Bereich, in dem die Israelis auch Vorläuferfunktion haben. Mit folgender Gewissheit: Von Herantasten zu Herantasten empfehlen sich schließlich die strategischen Vorgehensweisen, indem die Repressionszonen und die Modalitäten der Machtinterventionen ausgeweitet werden. Von daher

101Der Autor vergisst zu erwähnen, dass das, wie Weizman nachweist, bereits 1849 von Marschall Bugeaud beschrieben wird!

102Auch das ist bereits eine von Bugeaud ausgeübte Praxis bei der Eroberung Algeriens, als nach den Kämpfen in der Kasbah von Algier die Stämme in den Bergen verfolgt und ausgerottet wurden. Bugeaud übertrug Methoden, die er im Guerilla-Kampf gegen die Partisanen im Spanienkrieg anwendete.

103 Man denke an den von Lartéguy geschilderten Kampf gegen die UNO-Truppen in Elisabethville.

rührt die Wichtigkeit, die Rolle der grauen Zellen im Militärbereich nicht zu unterschätzen: Ohne Gehirne verfällt die Armee.

Den Widerstand gegen die Unterdrückung zu durchdenken heißt die gewohnheitsmäßige Karikatur der Armee hinter sich zu lassen (genauso wie die der Nationalgendarmarie [CRS] und anderer Milizen zum Aufrechterhalten der Ordnung), die oft genug dargestellt werden, als würden sie im Staub vergangener Epochen herumwühlen, weil sie sich die Welt nicht ein wenig feingestaltiger und zeitgemäßer vorstellen können. Die Generale ähneln nicht mehr Mac Mahon und seinesgleichen, die man sich als Bluthunde vorstellt, wenn auch ein wenig debil. Fern von allem Aufgeklärtsein. Das wäre zu schön, um wahr zu sein. Seit Sunzis ‚Kunst des Krieges‘¹⁰⁴ oder Macchiavells ‚Der Fürst‘ nimmt man an, dass die Eroberung und Bewahrung der Macht von einer starken strategischen Meisterschaft geführt sein müssen, nicht nur martialisch, sondern auch psychologisch, philosophisch, literarisch... Und sich die Armee als Markstein des Schwachsinn vorzustellen ist völlig kontraproduktiv, besonders zu einer Zeit, wo die Aufrechterhaltung der Ordnung eine so weit fortgeschrittene Wissenschaft ist, dass sie an die Feinmechanik erinnert (man lese David Dufresne, *Maintien de l'ordre*, Hachette).

In einer kürzlich auf ‚Article11‘ wiedergegebenen Unterhaltung erklärte Mathieu Rigouste, warum seine Arbeit über die französische Art der Aufrechterhaltung der Ordnung und ihr analytisches Auseinandernehmen bei den Betroffenen selbst nicht unbemerkt blieb: ‚Aus diesem Grund interessierte meine Arbeit ‚L’Ennemi intérieur‘ bestimmte Militärkreise. Denn sie selbst durften sie nicht leisten. Selbst wenn sich das fortentwickelt... Seit annähernd zehn Jahren beruht eine der großen Transformationsperspektiven der französischen Armee und der Polizei auf den Sozialwissenschaften. Nach der großen Klammer der 1950er bis 1970er Jahre sind die Sozialwissenschaften auf ihre ursprüngliche Aufgabe zurückgeführt worden: das heißt die Kontrolle.‘

Damit es deutlich wird: Entgegen dem gängigen Vorurteil sind die Armee und ihre Offiziere nicht dumm. Sie wissen, wo sie ihre Radargeräte aufstellen müssen und ihren Schnüffel- und Wührüssel hinbewegen müssen. Das heißt nicht, dass die Intelligenz ihre Leitlinie ist (das hätte man schnell herausbekommen...), sondern eher, dass sie auf der Lauer liegen, um alles mitzubekommen, was zum Handwerk gehört. In der Logik der wirksamen Aufrechterhaltung der Ordnung entwickeln sich die Taktiken in Israel wie in Frankreich so schnell wie das Handlungsfeld und gehen im allgemeinen über das hinaus, was sich der durchschnittliche Zivilist vorstellt. Spricht man von der französischen Situation, ist Folgendes gewiss: Die banlieues sind von nun an bevorzugte Experimentierfelder dieser neuen Militärkonfigurationen (nicht-tödliche Waffen, Interventionen innerhalb der Städte, Hubschraubereinsatz wie in Grenoble oder Beobachtungsdrohnen wie in Villiers-le-Bel), ein riesiges Spielfeld für die Vordenker der künftigen Auseinandersetzungen. Im Munde des Historikers Pascal Blanchard ergibt sich daraus, wie einem kürzlichen Interview mit ‚Témoignage Chrétien‘ zu entnehmen ist: ‚Die Rede von Nicolas Sarkozy¹⁰⁵ enthält nichts Neues und wird eine Politik begleiten, die als Theorie wie eine Gewissheit schon instrumentalisiert wird. Eine Gewissheit, nach der in den Stadtvierteln nicht über den Einsatz von Rehabilitationsmaßnahmen nachgedacht wird, sondern militärische und polizeili-

104Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Die_Kunst_des_Krieges_%28Sunzi%29.

105Am 21. Juli 2010 sagt Sarkozy: ‚Die Regierung führt einen unversöhnlichen Kampf gegen die Kriminalität. Das ist ein wirklicher Krieg, den wir den Drogenhändlern und Delinquenten liefern werden.‘

che Gebietsbesetzungen auf der politischen Tagesordnung stehen.¹⁰⁶

Ihr Banlieuebewohner: Achtet auf eure Mauern.“¹⁰⁷

106 Siehe <http://www.temoignagechretien.fr/ARTICLES/Societe/Delinquance-et-immigration-%22On-veut-creer-une-citoyennete-a-deux-vitesses%22/Default-18-2029.xhtml?Version=Imprimable> . Blanchard weist auf das Buch „Opération Banlieues. Comment l'Etat prépare la guerre urbaine dans les cités françaises“ von Hacène Belmessous hin. Der Autor beweise, dass der Begriff „Krieg“ bezüglich der *banlieues* seit annähernd 10 Jahren in staatlichen Sphären in Gebrauch ist. Dass der Staat überzeugt davon ist, dass in den Stadtvierteln ein Krieg zu führen ist und dass sich das aus urbanen wie ethnischen Ursachen ergebe. Das Buch beschwört beständig die Trainingslager in der Picardie und in Südwestfrankreich, in denen die Stadtviertel nachgebaut wurden. – Damit ist ein Stück kolonialistische Infrastruktur des Experimentierens und Übens halber in die Metropole verlagert. Denn Elisabethville steht nicht mehr zur Verfügung. (Siehe auch: <http://www.rue89.com/entretien/2010/10/03/letat-se-prepare-a-une-guerre-dans-les-cites-169076?page=0%2C1#>). Siehe hierzu auch Stephen Graham: „Finally, to parallel such virtual, voyeuristic Othering, US and Western military forces have constructed their own simulations of Arab cities as targets — this time in physical space. The US Army alone is building a chain of 61 urban warfare training complexes across the world between 2005 and 2010, to hone the skills of its forces in fighting and killing within what, in military jargon, is termed ‘Military Operations on Urban Terrain’ (or MOUT) (Warner, 2005). Leading examples include Fort Carson, Colorado (which, by 2006, had three different mock ‘Iraqi villages’), Fort Polk, Louisiana, and Fort Richardson, Alaska. Such constructions are the latest in a long line of military construction projects, based on building simulations of the urban places of target nations“ (International Journal of Urban and Regional Research, Volume 30, 2 June 2006, S. 266). – Siehe dazu auch Mathieu Rigouste, *L’ennemi intérieur. La généalogie coloniale et militaire de l’ordre sécuritaire dans la France contemporaine*, La Découverte, Paris, 2009.

107 Übersetzt von der Seite <http://www.article11.info/?Nouveaux-visages-de-la-guerre> (14. August 2010).

INTERMEZZO 6: LAGEBERICHT AUS EL SALVADOR 2013

Ausschnitt aus der Homepage des Auswärtigen Amtes der Bundesrepublik Deutschland:

„El Salvador: Reise- und Sicherheitshinweise Stand 04.08.2013:

Landesspezifische Sicherheitshinweise

Kriminalität

El Salvador weist in Lateinamerika und weltweit eine der höchsten Kriminalitätsraten auf. Die Gefahr von Gewaltverbrechen - insbesondere in der Nähe der touristisch interessanten Vulkane und am Strand - ist überaus hoch, die Hemmschwelle beim Gebrauch von Schuss- oder Stichwaffen niedrig. Im Falle eines Überfalles ist es dringend geboten, auf Widerstand zu verzichten.

Bewaffnete Raubüberfälle, Diebstahl von Autos oder Gegenständen, die sich darin befinden, aber auch Morde und Vergewaltigungen sind sehr häufig zu verzeichnen. Hinzu kommen Entführungen und Erpressungsdelikte gegenüber dem Kleingewerbe, Privatpersonen und insbesondere dem öffentlichen Nahverkehr. Von der Benutzung öffentlicher Busse wird dringend abgeraten. Die Fahrzeuge sind nicht in verkehrssicherem Zustand. Darüber hinaus werden viele Busunternehmer von kriminellen Gruppen erpresst. Den Geldforderungen werden mit extremer Gewalt Nachdruck verliehen. Die Fahrt in zugelassenen Taxis ist daher der Benutzung von Bussen in jedem Fall vorzuziehen. Mehrere Busunternehmen bieten Direktverbindungen in die Hauptstädte der umliegenden Länder an. Die dafür eingesetzten Busse sind meist in einem guten technischen Zustand, sind aber ebenfalls Ziel für Überfälle. Insbesondere auf der Strecke nach Guatemala kam es – auf guatemalteki-scher Seite – in den letzten Monaten zu Überfällen.

Reisen über Land

Als besonders gefährlich müssen insbesondere die großen Städte San Salvador, Santa Ana und San Miguel, sowie die Departamentos La Paz, La Libertad und Sonsonate angesehen werden. Auch in der Nähe der großen Hotels der Hauptstadt („Zona Rosa“) kommt es regelmäßig zu Überfällen. Es wird empfohlen, auch bei kurzen Wegstrecken ein Auto (zugelassene Taxis haben ein „A“ als ersten Buchstaben auf dem Nummernschild) zu benutzen. Die Flughafentaxis werden von der Kooperative ACACYA betrieben. Reisende sollten unter keinen Umständen auf Taxis oder sonstige Fahrzeuge zurückgreifen, deren Fahrer dort ihre Dienste außerhalb des eingezäunten ACACYA-Parkplatzes anbieten.

Einzelreisende sollten besonders vorsichtig sein. Nach Möglichkeit sollten nur Hauptstraßen genutzt und Nebenstraßen vermieden werden. Auf Wandertouren oder ähnliche Ausflüge ohne kundige Begleitung abseits der Hauptverkehrsstraßen sollte verzichtet werden. Halten Sie die Türen und Fenster Ihres Autos geschlossen. Nehmen Sie keine Anhalter mit und halten Sie auch nicht bei einem scheinbaren Unfall, sondern verständigen Sie die nächste Polizeidienststelle (schon mancher Unfall wurde fingiert, um den zu Hilfe Eilenden auszurauben).¹⁰⁸

108 Siehe <http://www.auswaertiges-amt.de/DE/Laenderinformationen/00-SiHi/ElSalvadorSicherheit.html>. Siehe dazu auch einen Brief aus San Salvador, abgedruckt in der Juliausgabe 2013 von „Le monde diplomatique“: <http://www.monde-diplomatique.de/pm/2013/07/12.mondeText1.artikel,a0013.idx,3>.

SCHLUSS: „ABENDLAND“

DENKMAL FÜR DEN GÖTTLICHEN ERRETTETTER DER WELT AUF DER PLAZA LAS AMÉRICAS IN SAN SALVADOR

El Salvador, kleinstes Land Mittelamerikas von der Größe Hessens oder halb so groß wie die Schweiz, erlebte zwischen 1980 und 1992 einen Bürgerkrieg.¹⁰⁹ Die USA spielten wie in anderen lateinamerikanischen Ländern eine unselige Rolle, vermittelt vor allem wieder über die SOA (*School of the Americas*; spanisch: *Escuela de las Américas*¹¹⁰).¹¹¹ Das Land ist heute nicht sicherer. Keine Militärdoktrin, auch nicht die bis in El Salvador zur Geltung gekommene französische, hat geholfen. Töten steht weiter auf der Tagesordnung, wiewohl die Todesschwadronen des Schlächters Roberto D'Aubuisson¹¹², eines Schülers der SOA, aufgelöst wurden.¹¹³ Heute sind es die *Maras*, die das Land verunsichern und mehr oder weniger kontrollieren.¹¹⁴ Sie scheinen gewissermaßen natürlüchsig über das zu verfügen, woraus andere Doktrinen machen müssen: Zusammenhalt, Rituale, Kennzeichen, Effizienz. Doktrinen scheinen, wie es bei Lartéguy aus dem Munde eines Engländers heißt, von Leuten geschaffen zu werden, die nicht mehr ruhigen Gewissens töten können, also eine späte abendländische Frucht, um das schlechte Gewissen zu beruhigen und dem Töten einen Schleier von Rechtmäßigkeit und Rechtfertigung überzuwerfen. Ohne Doktrin bewegten sich die Verteidiger – nicht die Angreifer! – der Pariser Kommune, „ganz ähnlich wie die der Kasbah von Algier, von Hue, von Beirut, von Djenin und von Nablus in der Stadt in kleinen, lose verbundenen Gruppen, die Öffnungen zwischen den Wohnungen nutzten, Keller oder Innenhöfe, alternative Routen, geheime Durchgänge und Falltüren“.¹¹⁵ Wie machen es die Kämpfer mit ihren verschiedenen Zugehörigkeiten in den Städten des gegenwärtigen syrischen Bürgerkrieges?

Derweil steht Christus weiter auf der *Plaza las Américas*, am Rande des Pazifiks, an dem sich von Chile (Feuerland) bis nach Alaska christlich-europäisch orientierte Staaten wie auf einer Perlenkette ununterbrochen aneinanderreihen. Auch auf diesem Denkmal kehrt Christus wie als Gekreuzigter auf den Altären von Kirchen und Kathedralen sein Gesicht nach Westen, als habe sich die Dynamik der Bewegung vom Orient – *Ex oriente lux!* – in den Okzident an alle pazifischen Sunset-Boulevards noch nicht erschöpft und als habe die Bewegung des Lichts vom Orient in den Okzident mit Erlösung oder Errettung zu tun. Schon Christoph Kolumbus hatte am 12. Oktober 1492 wahrscheinlich die Bahama-Insel Guanahani, wie sie in indianischer Sprache heißt, aus Dankbarkeit für die gelungene Ankunft in einem unbekanntem westlichen Land mit dem Namen „San Salvador“ belegt, wie sie seit 1925 wieder heißt. Von dort segelte Kolumbus mit seinen Schiffen zur Antillen-Insel Hispaniola weiter, die 500 km südlich liegt.

Lucky Luke geht zu Lande in gleicher Richtung unideologischer vor und verzichtet auf die

109 Siehe http://fr.wikipedia.org/wiki/Guerre_civile_du_Salvador.

110 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Western_Hemisphere_Institute_for_Security_Cooperation.

111 Siehe [http://de.wikipedia.org/wiki/US-](http://de.wikipedia.org/wiki/US-Lateinamerikanische_Beziehungen#El_Salvador_und_Guatemala:_Todesschwadronen_als_Mittel_der_Politik)

[Lateinamerikanische_Beziehungen#El_Salvador_und_Guatemala:_Todesschwadronen_als_Mittel_der_Politik](http://de.wikipedia.org/wiki/US-Lateinamerikanische_Beziehungen#El_Salvador_und_Guatemala:_Todesschwadronen_als_Mittel_der_Politik).

112 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Roberto_d%27Aubuisson.

113 Vgl. dazu Marie-Monique Robin, *Escadrons de la mort, l'école française*, La Découverte, Paris 2008, S. 272 ff.

114 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Mara_%28Jugendbande%29.

115 Eyal Weizman, wie Anm. 92, S. 228.

christliche Verpackung, wenn er in aller Säkularisierung dem im *Manifest Destiny* von 1845 journalistisch verfassten „Go-West“-Drang folgt und am Ende eines neuen bestandenen Abenteuers wie immer in den Sonnenuntergang reitet und sein Lied anstimmt: „I'm a poor lonesome cowboy ...“

ANHANG: DER VON FRANKREICH IN RUANDA BETREUTE „REVOLUTIONÄRE KRIEG“, EIN WEITERES FIASKO

Im Jahr 2000 erschien als Nummer 140 ein weiterer Malko-Roman von Gérard de Villiers mit dem Titel „SAS: *Enquête sur un génocide*“. Zuletzt nahm Jean-Pierre Perrin in „Libération“ (31.5.2012) unter der Überschrift „SAS: *Flugkörper, die ins Schwarze treffen*“ auf den Roman Bezug,¹¹⁶ nachdem er auch Gegenstand der Analyse von Périès und Servenay in ihrem Ruanda-Buch „*Une guerre noire*“ geworden war. Bereits bei Erscheinen war von Leuten, die sich mit Ruanda und den dortigen Geschehnissen auskannten, festgestellt worden, dass Villiers außerordentlich gut recherchiert haben musste, obwohl er den Roman wie immer auf einen CIA-gesteuerten Schauplatz verlegte, von dem nur über Anspielungen auf eine Implikation Frankreichs geschlossen werden kann. Denn er bringt eine Schilderung des Attentats auf das Flugzeug des ruandischen (Hutu-)Präsidenten Habyarimana am 6. April 1994, bei dem dieser getötet wurde und das in bisherigen Darstellungen immer dazu dienen musste, als Auslöser des von den Hutu ausgehenden Völkermordgeschehens an den Tutsi angesehen zu werden, die für das Attentat verantwortlich gemacht wurden. Villiers schreibt aber, dass das Flugzeug von einer französischen Mistral-Boden-Luft-Rakete abgeschossen wurde. Villiers lässt einen CIA-Agenten sagen: „*Die Franzosen hatten ihnen 15 Mistral zur Verfügung gestellt, auf Fahrzeuge montierte Boden-Luft-Raketen.*“ Als Auftraggeber erscheint Jacques Foccart, allerdings in die Rolle eines Amerikaners und Ex-CIA-Mitgliedes gesteckt. [Zu Zeiten der Präsidentschaft Mitterands (Mai 1981 bis Mai 1995) wurde er weiter als Ratgeber in afrikanischen Angelegenheiten benötigt, bevor er mit Chirac in den Elysée-Palast zurückkehrte]: „*Ein älterer Mann mit gebeugten Schultern, mit einigen, wenigen Haaren auf dem Kopf, einem neugierigen ovalen Gesicht, das wie aus Gelatine geschnitten wirkte, aus der zwei kobaltblaue Augen herausschauten ...*“ Villiers lässt jedoch die Ermordung des Präsidenten Habyarimana aus dem Grund erfolgen, den Völkermord zu verhindern, obwohl das Gegenteil geschah. Außerdem treten bei den Hutu-Extremisten als Attentäter zwei weiße – amerikanische – Soldaten auf, die die Operation durchführen.¹¹⁷

2013 wartete man jedoch vergeblich auf eine Stellungnahme von François Hollande zum Völkermord der von Frankreich gestützten Hutu an den Tutsi in Ruanda und zur Rolle Frankreichs unter der Präsidentschaft François Mitterands, während 2013 frankreichweit an mindestens 16 Orten an den 19. Jahrestag des 6. April 1994 erinnert wurde.

Michel Sitbon veröffentlichte 2007 in der ersten Ausgabe der Zeitschrift „La nuit rwandaise“ eine Rezension des Buches von Périès und Severnay „*Une guerre noire*“ (La Découverte, Paris 2007).¹¹⁸ Mit eigenen Ergänzungen folgt er der Darstellung der beiden Autoren vor allem in dem, was die Vorgeschichte des Völkermords und das Konzept des „*revolutionären Krieges*“ angeht, das auch bei der Ausbildung des ruandischen Militärs zur Anwendung kam:

„Der wichtige Beitrag von Gabriel Périès besteht darin, dass er die Geschichte des Staates

116 Am gleichen Tag veröffentlichte „Libération“ ein UNO-Dokument, das der französischen Justiz vorliegt und enthüllt, dass das Regime von Ruanda am Tag des Attentats über 15 französische Mistral-Flugkörper verfügte, deren Export indessen strengstens verboten war. Es wird die Frage gestellt, warum Frankreich diese Waffen geliefert hat, obwohl die ruandischen Rebellen gar keine Flugzeuge hatten.

117 <http://www.voltairenet.org/article3144.html>, erschienen im Oktober 2000, aufgerufen am 25. 8. 2013.

118 Siehe dazu https://www.reseau-terra.eu/IMG/pdf/Nuit_rwandaise_revue.pdf, S. 213-248.

Ruanda im Rahmen seiner Kenntnis der französischen Doktrinen über den 'revolutionären Krieg' darstellt, er identifiziert vom Ursprung her mehr als nur Spuren, die auf die Zuhilfenahme der Methoden des 'psychologischen Krieges', wie er von Charles Lacheroy¹¹⁹ in eine Theorie gefasst wurde, und der Techniken der Kartierung, wie sie Roger Trinquier ausarbeitete. Vor ihm hatte das bisher niemand vermutet (...)

Die Tatsache, dass französische Söldner sich der belgischen 'Gendarmerie' anschlossen, ist sicher ein Hinweis, der zur Kenntnis genommen werden muss, wenn man weiß, dass das die gleiche 'Gendarmerie' ist, die von Anfang bis Ende den Prozess der Unabhängigkeit von Ruanda bewerkstelligen wird, indem der neue Staat in die Hände der Genozidpartei von Grégoire Kayibanda, dem ersten Präsidenten der Republik Ruanda, übergeben wird. (...)

Eine nicht zu diskutierende Qualität von '*Une guerre noire*' besteht darin, dass die Genese der Institutionen des *franzafrikanischen* Dramas beschrieben wird. So kennt man künftig seinen Geburtsakt: Am 9. September 1959 unterzeichnete de Gaulle 16 Texte, die die administrative Architektur des neuen Imperiums organisierten, ohne parlamentarische Kontrolle, ohne die Zustimmung der Regierung oder die geringste Volksbefragung in dem Augenblick, wo alle glaubten, es habe um Dekolonisierung zu gehen.

Die 'Gemeinschaft', wie sich *Françafrique* in der Sprache ihrer Verfassungsgeber nannte, sieht die bewaffneten Kräfte der sie bildenden Staaten unter einer einzigen Befehlsebene und sieht die Möglichkeit vor, den Regierungschefs der Mitgliedsstaaten Elemente von Gendarmerie zur Sicherung der öffentlichen Ordnung zur Verfügung zu stellen. Fast 50 Jahre später hat sich daran noch nichts geändert abgesehen von dem Detail, dass die 'Gendarmerie' sich ausdifferenziert hat (...) und dass sie notfalls zur Verstärkung Elitetruppen der Armee nutzen kann, die oft ihren Beitrag leisten.

Die andere wesentliche Dimension der damals in Kraft getretenen neuen Ordnung wird darin bestehen, den gewöhnlichen Rahmen der Legalität zum Vorteil der Exekutive außer Kraft zu setzen, um für alle Ausnahmefälle gewappnet zu sein. Das folgt in gerader Linie dem anti-legalistischen, autoritären Denken eines Thomas Hobbes oder Carl Schmitts. Der berühmte Artikel 16 der Verfassung der V. Republik erlaubt dem Präsidenten, im Krisenfall von diktatorischer Macht Gebrauch zu machen. Die Autoren zählen auf, wie von 1960 bis 1963 diese Anordnung in die Verfassungen aller beteiligten Länder aufgenommen wird: zuerst in der Elfenbeinküste, dann in Dahomey (dem heutigen Benin), in Ober-Volta (heute Burkina Faso), in Niger, Kamerun, Gabun, Mauretanien, Togo, der Zentralafrikanischen Republik, im Tschad, in Mali und schließlich im Senegal.

Périès und Severnay beginnen ihre Führung durch die teuflische Höhle, nämlich die Bibliothek der *École Supérieure de Guerre*, zuvor *Collège de l'enseignement de l'armée de terre* genannt, wo man solche Sachen wie die Bildergalerie der jährlichen 100 Schüler findet, ein Gotha-Namensregister der militärischen Wissenschaft. Bei der Suche nach den ausländischen Schülern, wahre Hinweise auf die oft uneingestandene Politik, finden sie Asiaten aus Laos, aus Thailand der 1950er Jahre. Vor dem Hintergrund des Indochinakrieges, wo auf die Eindämmung des Kommunismus zu achten war.

119 Zu Lacheroy vgl. www.himmlers-heinrich.de/eroberung.pdf, S. 76 f.

Später gelangten viele Südamerikaner, Argentinier, Brasilianer, Chilenen etc. auf die *École supérieure de guerre*. Und in den 1960er Jahren einige Afrikaner. Man muss bis in die 1980er Jahre warten, bis der erste Militär aus Ruanda in der Pariser Schule zugelassen wird: Théoneste Bogasora.¹²⁰ Nach einem ersten Lehrgang 1980/81 kommt er 1982 zurück. Er wird im Gebrauch der 'siebten Waffe' unterrichtet, etwas ihn Berauschendes. Es ist die psychologische Waffe.

Wie man hier sieht, entfernte sich diese Lehre Lacheroy's nur wenig von Ludendorff's Denken, dessen Buch 'Der totale Krieg', 1936 veröffentlicht, sich auf die Details des Programms einlässt. Zuerst muss die Unterscheidung zwischen Militär- und Zivilbereich aufgelöst werden, indem die Leistungen der Propaganda, der Psychologie und des Rundfunks veranschlagt werden. (...) Ludendorff präzisiert, dass diese neue, von der Propaganda geschmiedete moderne psychologische Einheit weder eine Eigenheit der Armee noch der Nation, sondern der Rasse sei. Eine direkte Folge dieser Auffassung: der 'innere Feind' muss bekämpft werden – was die Aufgabe des 'revolutionären Krieges' sein wird. Bei Ludendorff waren schon Juden, Freimaurer und Kommunisten die Zielscheiben. Wie in Buenos Aires zu Zeiten der *Escuela de Mecánica de la Armada*, der ESMA unseligen Angedenkens¹²¹, von der sie Flugzeuge starteten, die Männer und Frauen in den Río de la Plata warfen. Ohne dass auf Lacheroy oder Trinquier oder gar auf den 'schmutzigen Krieg' gewartet werden musste, war auf Ludendorff ab 1936 gehört worden ...

Und als 1947 die Generale Lattre de Tassigny und Beaufre verlangen, dass die Theorien Ludendorff's in das Programm der *École de guerre* aufgenommen werden, geht es nicht nur darum, dieser 1940 geschlagenen Armee wieder Vertrauen einzuflößen, sondern sie sehen in den großen Streiks, die an einen Aufstand erinnern, eine typische Erscheinung des 'inneren Feindes' – die kommunistische Partei nimmt die Gestalt der 'fünften Kolonne' Stalins an... Die Tatsache, dass diese Streikbewegung unter dem Druck der kommunistischen Partei ihr Ende fand, wie es Stalins Wille entsprach, ändert nichts an der wahnhaften Analyse der 'Strategen'. Der 'kommunistische' Feind von damals dient offensichtlich als Alibi wie in Afrika der 'Anglosachse' oder der weltweite 'Terrorismus'. So schafft das Militärsystem beständig Windmühlen, um das Budget zu rechtfertigen.

Ob wahr oder falsch enthüllt das anti-kommunistische Rasonnieren dieser Zeit den Unterbau dieses Denkens: Als Trinquier den Satz von Clausewitz umkehrt, dass nämlich 'die Politik die Fortsetzung des Krieges' sei, handelt es sich vor allem um Innenpolitik. So könnte man sagen, dass spätestens seit 1940 die französische Armee eine Bürgerkriegsarmee ist... (...) Eher aus der Anhängerschaft von Pétain als der Résistance hervorgegangen (, in der sich weder Trinquier noch Lacheroy hervorgetan haben), wird die Armee, als sie remobilisiert wird, zu einem Einsatzinstrument gegen die 'fünfte Kolonne' – den 'inneren Feind', den es aus dem Gesellschaftskörper auszutilgen gilt. Mit Gewalt, wie die Autoren unterstreichen.

1951 kommt Lacheroy in Indochina an, wo er dem Generalstab von Bien-Hoa zugeteilt wird. 1952 findet er seinen 'Stein von Rosette'¹²² in Gestalt eines Buches, das er bei einem

120 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Th%C3%A9oneste_Bagosora.

121 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Escuela_de_Mec%C3%A1nica_de_la_Armada.

122 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Stein_von_Rosette.

vietnamesischen Gefangenen entdeckt und das er übersetzen lässt. Es ist 'Der revolutionäre Krieg' von Mao Tse-tung. Dort liest Lacheroy: 'Die Bevölkerungen im Hinterland sind wichtiger als der ganze Rest.' Von daher kommt die Erleuchtung. So überschneidet sich Mao mit Ludendorff...

Anfang 1953 ist Lacheroy schon wieder in Paris und bildet an der Spitze des 'Centre des études africaines et asiatiques' Soldaten aus, die auf ihren Indochinaeinsatz vorbereitet werden. 1954 hat sich die Doktrin durchgesetzt, so dass das 'Centre interarmées de l'arme psychologique' eingerichtet wird, das Messmer¹²³ als Gehirn des ganzen Systems bezeichnen wird. Und seit 1955 tauchen die 'fünften Büros' auf, die auf die psychologische Aktion spezialisiert sind. Diese vervielfältigen sich epidemisch in der Armee während des Algerienkrieges. 1957 erhält jeder Generalstab der Armeecorps, jede Zone und jeder Operationssektor in Algerien sein 'fünftes Büro'; später wird man bis auf Bataillonsebene hinuntergehen, woran Messmer in seinen Memoiren erinnert. Nach so vielen Schlachten. Und die Mittel beschreiben, die eingesetzt werden: Lautsprecher-Kompanien, eine Zeitschrift 'Le Bled', die bis zu 350 000 Exemplaren Auflage hat. Es handelt sich darum, die innere Verteidigung des Territoriums zu organisieren, die in einem Erlass im Dezember 1956 kodifiziert wird, dessen Ziel es ist, den 'inneren Feind' und alles unschädlich zu machen, was den Schutz der Gesetze der Republik missbraucht. So konnte es in der 'Revue der nationalen Verteidigung' gelesen werden. Die Gesetzgebung des Terrors.

Die 'fünften Büros' entstehen in einer parallelen Hierarchie, wie es die Theorie Lacheroy empfiehlt und wie es Messmer beobachtet. Sie instruieren Milizen unter dem Namen von 'territorialen Einheiten'. Der Staatsstreich vom 13. Mai 1958 wird sich auf die 'territorialen Einheiten' stützen, indem sie die provisorisch bewaffneten Arme der Komitees für das öffentliche Wohl bilden, militär-politische Organismen, die General de Gaulle an die Macht befördern, woran die Autoren erinnern.

Als Pierre Messmer 1960 als Kolonialverwalter wegen der Dekolonisationsphase überflüssig und zum Armeeminister ernannt wird, setzt er diesem System ein Ende, weil es der Armee erlaubte, sich wie eine autonome Macht zu organisieren. Er schreibt: 'Um die 'fünften Büros' zu schließen, berufe ich mich auf ein einziges Motiv: meine Ablehnung jeder parallelen Hierarchie.' In seinen Memoiren scheint er sich sogar ironisch über diese Methoden zu äußern, die er jedoch selbst als Premierminister in großem Maßstab in Kamerun einsetzte: 'Wohin konnte dieses psychologische Vorgehen führen, wenn es zur gleichen Zeit und unentwerrbar die Bevölkerung umfasste, indem Kinderkrippen eingerichtet wurden und Verdächtige intensiven Verhören unterworfen wurden?'

Damals handelte es sich darum, widerständige Offiziere des 'revolutionären Krieges' zu bekämpfen, die von der OAS ausgebildet wurden. Von Anfang an bemüht sich Messmer einige von ihnen zu retten. So wird Lacheroy mit der Leitung der Schule für Reserveoffiziere kaltgestellt. Dort wird er unter anderen Valéry Giscard d'Estaing ausbilden... Was Trinquier angeht, wird er zur Ausbildung der Truppen von Moïse Tschombé nach Katinga abgeordnet, eine Region des Kongo, die reich an Diamanten ist und ihre Unabhängigkeit von dem unter Patrice Lumumba neu gebildeten Staat anstrebte. Ein

123 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Pierre_Messmer.

anderer Held der Fallschirmspringer, Bigeard,¹²⁴ wird in der Zentralafrikanischen Republik an die Spitze eines Regiments gestellt. Messmer: ' Er wird mir später für dieses Exil dankbar sein, weil es ihn von Algerien entfernte.'

1958 erklärte General Bodet, designierter Chefkommandant für die Strategiezone von Zentralafrika, den Schülern der *École de guerre*: 'In Afrika geht es wie in Europa darum, endgültig die abendländische Zivilisation zu verteidigen, indem wir dem sowjetischen Imperialismus die Straße verbarrikadieren.' Er fährt in der typischen Sprache des 'revolutionären Krieges' fort, als er die aufgeworfene Frage präzisiert: 'Ist das Gebiet von Zentralafrika noch gesund? Kann man sich darauf verlassen?' Er ruft zur Wachsamkeit auf und fordert Vorsichtsmaßnahmen sowohl für den militärischen wie auch für den politischen Bereich, um jedes Aufflammen zu vermeiden.

Man versteht sehr gut, dass Trinquier unter der Vorgabe solcher Einstellungen seine Mission als 'Söldner' im Kongo zu erfüllen hatte. Ebenfalls ist daran zu denken, dass auch in Ruanda 'Vorsichtsmaßnahmen' zu ergreifen waren.

Die Autoren finden unter den ausländischen Teilnehmern an der Schule von Lacheroy in Arzew einen belgischen Militär, Louis Marlières, der von der Idee begeistert war, die Theorien des 'anti-subversiven Krieges' im Kongo anzuwenden – besonders in den dicht besiedelten Ländern wie in Ruanda-Urundi, wie er prophetisch 1954 schreibt! Marlières reibt sich sogar an den von Trinquier in Indochina angewendeten Methoden, wo er einige Zeit verbringt, um vor Ort die Organisation einheimischer vietnamesischer Bataillone zu studieren. Nach seiner Rückkehr rät er dazu, wenig ausgebildete Hilfs- und Miliztruppen zu bilden, die von europäischen Kommandanten geführt werden. 40 Jahre später werden Zeugen der von den Hutumilizen aufgestellten Sperren beschreiben, dass dieses Schema zur Anwendung kam, als ein französischer Soldat als Kommandant das Herausfiltern der Tutsi überwachte. Nicole Merlo sagt, dass es an allen Sperren Franzosen gab.

Im Sommer 1957 finden in Katanga Manöver statt. Marlières erklärt die Ziele und die Methode: 'den Plan *Allgemeine Wirren in der Provinz Katanga* [...] zu überprüfen, die Guerilla- und Anti-Guerilla-Taktik im Busch anzuwenden, [...] in einem Stadtgebiet eine Operation zum Aufrechterhalten der Ordnung durchzuführen'. Von solchen Erfahrungen gestützt, schreitet Oberst Logiest von der belgischen Gendarmerie zur Unabhängigkeit Ruandas. Sehr bald wird auch Oberst Trinquier persönlich in Katanga auftauchen, in der Hoffnung, aus der Anwendung seiner Techniken den größten Gewinn zu ziehen.¹²⁵

Die Autoren erläutern diese Techniken: eine Mischung aus militärischer und politischer Aktion oder, um genauer zu sein, psychologischer Aktion bleibt das Markenzeichen der französischen Spezialkräfte. Unter ihnen befindet sich das berühmte Sturmfallschirmjägerregiment von Aussaresses¹²⁶, das in den Diensten der Gegenspionage steht. Messmer löst es auf, als er die Säuberung von antigauillistischen Kräften betreibt. Die Spezialkräfte werden jedoch beibehalten und umfassen verschiedene Fallschirmjäger-, Fremdenlegionärs- und Aufklärungsregimenter. Insgesamt stehen 2500 Psycho-Krieger zur Verfü-

124 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Marcel_Bigeard.

125 Hier setzt Jean Lartéguy's Roman an.

126 Vgl. www.himmlers-heinrich.de/moderner-krieg.pdf, S. 21 f.

gung und bilden die sogenannte 'Geheimarmee der Macht'. Schaut man sich die ehrfurchtgebietende Liste dieser Psycho-Krieger an, ist es mindestens einleuchtend, dass sich dringlich eine Auflösung dieser Regimenter empfehlen würde, deren besondere Spezialität das großflächige Verüben von Verbrechen war (das gilt gleichermaßen für die Leitung des militärischen Nachrichtendienstes oder die Kommandoebene der Spezialoperationen, zwei Einrichtungen von 1992: die Instrumente des Genozids).

Périès und Servenay erinnern daran, wie seit dem 19. Jahrhundert die Marineinfanterie das Gerüst der Kolonialunternehmungen bildet. Diese 'Paras' stellen noch heute dessen Speerspitze dar. Was die ideologischen Grundlagen betrifft, die es erlauben, diese Armee zur Verübung aller Verbrechen zu indoktrinieren, ist hier der Erinnerung halber an die von Tocqueville gutgeheißenen Praktiken zu denken. Er zögerte nicht, als er 1840 von einer parlamentarischen Mission nach Algerien zurückkehrte, alle grausamen Methoden der 'Pazifizierung' zu billigen, und zu ihrer Beibehaltung und Entwicklung ermutigte. Ohne so weit zurückzugehen, sehen wir in Lacheroy und Trinquier die Erben des 'revolutionären' Gedanken in der Kollaboration mit den Nazis, für die die Aufhebung des moralischen Urteilens wie die Abschaffung der Individualrechte keine Probleme darstellten.

Vermeintlich am 'anderen Ufer stehend', schmeichelt sich Messmer in seinen Memoiren für die in Madagaskar und Kamerun erzielten Erfolge (zwei Gipfelpunkte in der Geschichte der Barbarei). Was für eine undankbare Welt, in der sich der Staatsmann selbst mit den Medaillen dekorieren muss: Er war es, der Ende 1957 in Kamerun die ZOPAC ins Leben rief, wie die als *Pazifikationszonen* getauften Gebiete abgekürzt wurden und wo der Terror entfesselt wurde.

Die Autoren gehen ihren Untersuchungen nach, indem sie weiter in dem Teich von 'Studierenden' fischen, die der Theorie der *'école française'* folgen. An der Seite Messmers finden sie einen weiteren Schüler Lacheroy, den Oberstleutnant Jean Lambert, der an der Schule des Generalstabs Vorlesungen über den 'psychologischen Krieg' hält. Man schätzt erst richtig ein, was sie bedeuten, wenn man die Mittel betrachtet, mit denen auf dem 'Feld der Psyche' der Gegner bekämpft wird, wie das den kamerunischen Bamileke gegenüber mit Napalm-Bombardierung geschieht. Aber angereichert mit den Erfahrungen aus der Schlacht um Algier setzt dieser Psycho-Krieger zuerst auf die nachrichtendienstliche Auskundschaftung der *Partei der Völker Kameruns*, um deren 'Kommunisten' zu besiegen. Ihr Anführer Ruben Um Nyobe endet gehetzt wie Che Guevara und wird ebenfalls ermordet.

Wenn Messmer lange Zeit später sich dazu veranlasst fühlte, sich selbst als Hochkommissar in Kamerun, wie er es in seinen jungen Jahren war, dafür zu beglückwünschen, dass er nicht nur der *Partei der unabhängigen Völker Kameruns* Herr wurde, sondern auch die Bassa und Bamileke im 10 Jahre währenden 'schmutzigen Krieg' in den 'Pazifikationszonen' ausrottete, dann liegt das daran, dass das in der Öffentlichkeit bis heute fast völlig unbemerkt blieb. Die Kameruner selbst erinnern sich nicht mehr daran. In der Bibliographie fehlten die Hinweise, bis François-Xavier Verschave ihr einige Seiten in *La Françafrique* widmete, ein Dossier, das in *Une guerre noire* bestätigt wird.

In einem Erinnerungsbuch, das 1988 unter dem Titel 'OK Cargo' erschien, schätzt der

Autor Max Bardet, zwischen 1962 und 1964 Hubschrauberpilot in Kamerun, die Zahl der durch Napalm verursachten Toten im Land der Bamileke auf 300 bis 400 000. 'Das ist doch nicht möglich, dass es hier so viele tote Dörfer ohne Einwohner gibt. Wo sind sie?', fragte ihn verdutzt ein General, den er über das Land flog. Länger als 40 Jahre später kann man eine Antwort geben: Sie sind verschwunden. Sogar aus der Erinnerung der Menschen verschwunden. Vielleicht muss man doch noch auf eine Untersuchungskommission hoffen und darauf, dass die letzten Davongekommenen darüber berichten, was in den kamerunischen 'Pazifikationszonen' geschah.

Die Autoren kommen dann auf den 'kleinen Genozid' von Weihnachten 1963¹²⁷ zu sprechen, der wie eine monströse Generalprobe erscheint. Mit dem nicht unwesentlichen Unterschied, dass der französische Botschafter Belgien bezichtigen konnte: 'Belgiens Verantwortlichkeiten bleiben groß angesichts der Tatsache, dass es nicht nur an der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung beteiligt war, sondern auch für die Sicherheit sorgte, wobei die Verzweigungen des Tutsi-Komplots zutage traten'. Die zwischen 1989 und 1994 aufeinanderfolgenden französischen Botschafter stützten, ohne je zu zaudern, die Genozidpartei in ihrem Anti-Tutsi-Wahn. Das würde immerhin die Vermutung zulassen, dass in jenen Jahren außer der über Marlières und Logiest vermittelten Theorie vom 'revolutionären Krieg' die französische Politik eine Zeit lang vom rassistischen Programm Abstand genommen hatte.

Das bleibt aber ganz ungewiss, wenn man die zahlreichen Referenzen auf Ruanda berücksichtigt, die Jacques Foccart vor seinem Tod im *Journal de l'Élysée* veröffentlichte. Was das immer heißt, so gibt es doch drei Jahre nach dem 'kleinen Genozid' 1966 einen ersten Waffenlieferungsvertrag, der in Paris ausgehandelt wird. Frankreich zögert nicht, eine Armee auszurüsten, die gerade in einen Massenmord verwickelt war.

Périès und Severnay erinnern auch an das Geschenk von Georges Pompidou, das dieser kurz vor seinem Tod dem neuen Präsidenten von Ruanda, Juvénal Habyarimana, zukommen ließ: ein Flugzeug. Obwohl er aus einem Staatsstreich hervorging, an dem vor allem Schüler von Logiest einschließlich Habyarimana selbst beteiligt gewesen sind, erscheint sein Regime zunächst sanfter als das seines Vorgängers Grégoire Kayibanda, der selbst von Logiest anlässlich der Unabhängigkeit in den Sattel gehoben wurde. Es muss aber hervorgehoben werden, dass Pompidou zusammen mit dem Flugzeug Ruanda militärische Hilfe zum Aufstellen einer Gendarmerie anbot. Diese Gendarmerie, die im Nachhinein als eine Großtat des neuen Regimes zu verstehen ist, erlaubte es, das ganze Gebiet nach den Vorgaben des 'revolutionären Krieges' zu kartieren.

Dieses sich in der Caravelle spektakulär durch Pompidou zur Schau stellende Interesse an Ruanda wird von seinem Nachfolger Valéry Giscard d'Estaing nicht zurückgenommen werden. Unter seiner Präsidentschaft entwickeln sich Kooperationsabsprachen mit der ruandischen Gendarmerie, wie sie sein Vorgänger auf dem Totenbett wünschte. Die

127 Ruanda erlebte zu Weihnachten 1963 einen Genozid, der nur eine 'kleine Anzahl' Opfer forderte: zwischen 50 und hunderttausend Tote. Eine 'kleine Anzahl' verglichen mit dem gigantischen Völkermord von 1994. Und auch bezüglich der Einschätzung von François Mitterrand: „In diesem Land ist ein Genozid nicht wichtig.“ Der Genozid von 1963 fand in der Präfektur von Gikongoro und Bugesera statt. Männer, Frauen und Kinder von Nyamata, Kaduha, Cyanika und Gisaka. Der Mwogo-Fluss war voller Kadaver und das Wasser rot vom Blut.

Autoren liegen sicherlich richtig mit ihrer Annahme, dass unter dieser Präsidentschaft der 'revolutionäre Krieg' eine große Wiedergeburt erlebte. Die Ernennung Bigeards zum Staatssekretär des Heereswesens muss als wichtiger Wendepunkt gelten, wenn man die weite Entfaltung dieser Doktrin und das Auftauchen der Psycho-Krieger in Argentinien betrachtet.

Gleichzeitig kann festgehalten werden, dass in Angola die französischen Dienste eine dauerhafte Beziehung mit dem 'Maoisten' Jonas Sawimbi eingingen, den man wegen seiner rassistischen Einstellungen bezüglich der Mischlingsfrage sehr schätzte. Damit wurde ein Bürgerkrieg ausgelöst, der erst nach über 25 Jahren mit dem Tod von Sawimbi endete. Einige Jahre vorher hatte dieser Mitterrand und Roland Dumas als seinen über lange Zeit besten Stützen seine Verehrung in einem Interview in 'L'Événement du Jeudi' 1997 ausgesprochen. (...)

In diesen Jahren wird Ruanda eine andere Form französischen Beistands zuteil, nämlich von dem noch amateurhaften 'kleinen Genozid' zu Weihnachten 1963 zum riesigen Erfolg des Genozids im April 1994 voranzuschreiten. Périès und Severnay unterstreichen: 'Ruanda verwandelte sich in den 1970er Jahren in eine riesige Schutzzone, indem die Instrumente der Schlacht um Algier verwendet wurden.' Nachdem sie die Kurse der Studierenden an der ruandischen *École supérieure de guerre* untersucht haben, stellen sie fest: 'In den 70er Jahren ist offenkundig, dass in Ruanda das Wissen der *école française* übernommen wird.' Unter anderem dank der französischen Instrukteure der Gendarmerie, wie es ihnen einer ihrer Schüler versichern wird. 1983 verändert sich unter dem neuen sozialistischen Regime von François Mitterrand die Form des französischen Engagements für die Gendarmen, als abgesprochen wird, dass das französische Militärpersonal, das in ruandischer Uniform dient, ein Schildchen mit der Aufschrift 'Coopération militaire' trägt, um identifiziert zu werden. 'Anders ausgedrückt, heißt das, dass die Franzosen in Ruanda Krieg führen können', erläutern die Autoren. 1992 wird diese Absprache, die zunächst nur für die Gendarmerie gilt, ausgeweitet und umfasst alle bewaffneten Kräfte. Dabei wird verspätet die französische Intervention 'regularisiert' und die Tarnung der französischen Soldaten im Schoße der ruandischen Armee genehmigt.

(...)

Aber greifen wir nicht vor: Es kommen die 90er Jahre, und die französische Einmischung ist schon einige Male geschildert worden. (...) In der Tat begannen die Massaker am 5. Oktober 1990, ganz offensichtlich abgesichert durch die Gegenwart der Franzosen. Habyarimana zögerte nicht, den Belagerungszustand auszurufen und in den großen Städten Tausende von Tutsi niedermachen zu lassen. Am 13. Oktober informierte die französische Botschaft in Ruanda Paris, 'dass in der Gegend von Kibilira Massaker stattfinden [...] Das Risiko einer Ausweitung [...] scheint sich auf diese Weise zu konkretisieren.'

Am 24. Oktober informiert René Galinié, Verteidigungs-Attaché, seit 1988 mit der Wahrnehmung der militärischen Zusammenarbeit betraut, ausdrücklich seine Vorgesetzten vom Risiko eines Genozids an 500 bis 700 000 Tutsi. Ein Einzelfall unter den zahlreichen Führungskräften, die mit der Durchsetzung der französischen Politik befasst sind. René Galinié wird einige Monate später 1991 Ruanda auf eigenen Wunsch verlassen.

Am 11. Oktober wird Oberstleutnant Gilbert Canovas zum 'Militärratgeber' ernannt, er ist der erste Betreuer der 'Spezialoperation', der offiziell gekommen ist, den ruandischen Militärautoritäten zu helfen. Unter seiner Ratgeberschaft wird die ruandische Armee auf 20 000 Mann aufgestockt, die neuen Rekruten haben Anspruch auf eine vierzehntägige Ausbildung, wie es dem von Marlières 1954 vorgegebenen Szenarium entspricht. Der Erfolg der Mission von Canovas ist derart, dass die Ruander im Januar 1991 um eine Verlängerung bitten.

Am Ende des Monats überfällt die in Uganda gegründete *patriotische Front von Ruanda* (FPR) das Gefängnis von Ruhengeri, um politische Gefangene zu befreien. Sogleich werden als Repressalie die Tutsiviehzüchter im Norden, die Bagogwe, ausgerottet.

Von da an nimmt der Gewaltzyklus während dreier Jahre nicht mehr ab. Und ganz kontinuierlich definiert das Élysee eine maximalistische Politiklinie, wie Périès und Severnay unterstreichen. Ihre Recherchen in den Archiven lassen keine anderen Schlüsse zu: Mitterrand verschließt sich allen Vorschlägen, selbst wenn es darum geht, den militärischen Einsatz zu verringern. (...)

Im Februar 1991 wird das DAMI-Panda geschaffen, die Abteilung für militärischen Beistand und Instruktion. Seine Größe beläuft sich auf annähernd 100 Mann. Es sind Fallschirmjäger. Ihre Aufgabe ist die Unterweisung der ruandischen Truppen im Trainingslager des Kommandos von Bigogwe im Lager von Gabiro. Oberstleutnant Chollet ersetzt Canovas. Der eine wie der andere konnten sich von den Autoren nicht mehr befragen lassen, da sie tot sind.

In der Nachfolge von Canovas übernimmt Chollet die tatsächliche Führung der bewaffneten Kräfte Ruanda, während sein offizielles Mandat lautet, Berater Habyarimanas zu sein wie auch gleichzeitig Generalstabschef bezüglich der Organisation und Unterweisung der Armee zu sein und ebenfalls den Einsatz der Kräfte zu steuern. Im November 1991 wird ein neues DAMI geschaffen mit der besonderen Aufgabe, die Präsidentengarde zu trainieren. Die späteren Heldentaten der Präsidentengarde sind bekannt, sie ist die Speerspitze des Genozids. Im Januar 1992 taucht ein neues DAMI auf, damit die Gendarmerie nicht nur in der Verhörpraxis unterwiesen wird, sondern auch in der schriftlichen Erfassung der Tutsi. Alsbald wuchern die Listen der Verdächtigen. Zum Zentrum der Kritik geworden, wird das DAMI im November 1992 aufgelöst.

Im April 1992, zwei Jahre vor dem Genozid, löst der Fallschirmjägeroberstleutnant Jean-Jacques Maurin diskret Chollet ab, der zu sehr aufgefallen ist, indem er aus seiner Ablehnung der Tutsi lauthals keinen Hehl gemacht hat. (...)

In der gleichen Periode wird die Führung des militärischen Nachrichtendienstes (DRM) mit General Heinrich an der Spitze eingerichtet. Dieser wird sich mit der Qualität seiner Informationen über Ruanda brüsten. Seine andere Spezialität ist gleichzeitig Bosnien... Genau zu dieser Zeit wird Admiral Lanxade zum Chef des Generalstabs befördert und bei Mitterrand durch Christian Quesnot ersetzt – in den Augen von Périès und Severnay einer der brilliantesten Geister seiner Generation. Und General Huchon, wie Lanxade aus dem Stab des Élysee gelöst, wird Jean Varret an die Spitze der Militärmission zur Zusammenarbeit

gestellt – eine Führung des Personals der Soldaten, die ins Ausland entsandt werden. (...)

Der aktuelle Generalstabschef von Ruanda, General James Kabarebe, erzählt von seinen gegen die bewaffneten ruandischen Kräfte (FAR) gerichteten Kämpfe dieser Zeit: 'Die Franzosen dirigierten die Bombardements?', fragte man ihn. – 'Ja', antwortet er, 'aber nicht nur die Bombardements. Sie befehligen insgesamt auch die FAR.' Die Nähe der Frontlinie erlaubte ihm, dass er eine Beschimpfung mitbekam: 'Der wütende Ton des französischen Kommandanten (...) zeigte, dass er sich betroffener fühlte als die Ruander selbst. Es ging um seine Angelegenheit.'

Im Februar 1993 werden Verstärkungen für die Fallschirmjägerregimenter unter der Führung von Oberst Didier Tauzin geschickt. Es handelt sich um die Abteilung 'Chimère' – noch dichter an der Frontlinie, noch überzeugter von der Sache, um deren Verteidigung es ging, erklären die Autoren. Das Ziel ist, die ruandische Armee einzurahmen und indirekt zu befehligen, wie die Ausdrucksweise im Bericht der parlamentarischen Informationsmission lautet.

Ein Unteroffizier des ersten Fallschirmjägerregiments erreichte fast einen bestimmten Bekanntheitsgrad. Es handelt sich um 'Étienne' Pascal Estrévéda, der des Abschusses der berühmten Boden-Luftraketen auf das Flugzeug von Habyarimana bezichtigt wird. Die Botschaft eines Milizenchefs von Kigali, in der einer der Schützen als 'Étienne' identifiziert wird, gelangt in die Hände der belgischen Journalistin Colette Braeckman (...). Was ihn selbst betrifft, sagte der Milizenanführer, dass er zu dem halben Dutzend Personen gehörte, die die Geheimoperation ausführten.

Die Untersuchung erlaubt festzuhalten, dass der DAMI-Soldat, der sich Étienne nennen ließ, sehr wohl Pascal Estrévéda ist, Unteroffizier des ersten Fallschirmjägerregiments, Chef der Mörserabteilung. *Une guerre noire* bestätigt in einer Fußnote, dass er mehrere Monate in Ruanda diente. Colette Braeckman fand seine Spur in Burundi in den folgenden Monaten wieder, wo er mit dem Schutz des neuen Präsidenten betraut gewesen sein soll. Es muss hier daran erinnert werden, dass gleichzeitig mit dem Tod Habyarimanas, als das Flugzeug von den vom Hügel von Masaka abgeschossenen Raketen getroffen wurde, auch der vormalige Präsident Burundis zu Tode kam... 'Obgleich seine Identität bekannt gegeben wurde, hat die parlamentarische Informationsmission es nicht für nötig befunden, ihn zu befragen', berichten Périès und Severnay. Weder er noch Paul Barril, der sich damals seinen eigenen Aussagen nach auf dem Hügel in Ruanda befand und ebenfalls angegeben wird, und zwar von Gérard Prunier, von dem angenommen wird, dass er die Leute kennt, die den Auftrag bezüglich Habyarimanas auszuführen hatten.

Hier muss betont werden, dass Braeckman und Prunier zu den besten Spezialisten dieser Region gezählt werden. Der eine, Forscher am CNRS (Nationalzentrum für Forschung und Wissenschaft), ist Autor des bei Dagorno verlegten '*Rwanda: le génocide*', das überall als einschlägiges Werk über den Gegenstand zitiert wird. Die andere ist Journalistin bei *Le Soir de Bruxelles*, der berühmtesten Tageszeitung Belgiens, und berichtet sehr professionell über die Gegend. Es ist keine Übertreibung, wenn man feststellt, dass sie über die unmittelbare Geschichte von Kongo-Zaire Rechenschaft ablegt, wie auch über Ruanda oder Burundi, mit Sorgfalt, Umsicht und einem beständigen Drang nach Unparteilichkeit.

Dieser maßvolle Geist, der sie antreibt, ist umso bewundernswerter, weil er sie nicht daran hindert, sowohl das Zaïre Mobutus wie auch das von Frankreich gestützte völkermörderische Ruanda bloßzustellen.

(...)

Colette Braeckman vervollständigt ihre Untersuchung, indem sie eine zweite Zeugenaussage anführt, die die erste untermauert: Am Nachmittag des Attentats waren auf dem Hügel von Masaka genau an der Stelle des Raketenabschusses wahrscheinlich französische Soldaten, weil sie ihre Kopfbedeckung in französischer Weise trugen, das heißt im Unterschied zu Belgiern und Ruändern, die die belgische Tradition fortführten.

(...)

Man wusste schon, dass Foccart trotz seines fortgeschrittenen Alters und vermutlich längst fern von seinen beruflichen Aktivitäten sich trotzdem nach Gbadolite aufmachte, um Mobutu zu treffen – und seine Mitwirkung am Genozid zu erlangen, indem die Benutzung des Flughafens von Goma (Kongo-Zaïre) zur Waffenversorgung der FAR mitten im Genozid ermöglicht wurde, weil es nicht mehr möglich war, die Lieferungen direkt über Kigali laufen zu lassen. Andererseits wird oft hervorgehoben, dass Mobutu im Vorhinein vom Risiko des Attentats unterrichtet worden sein konnte. Was es auch immer damit auf sich hat, so kann man sich vorstellen, dass ein Mann von der Beschaffenheit Foccart's, während eines Vierteljahrhunderts Patron der in Afrika stattfindenden Operationen und Herr aller Finten, nur als Figur des 'großen Patrons' in Erscheinung getreten sein kann, als er sich 1994 in dieses Gebiet begab.

(...)

Kommen wir noch einmal auf den 'revolutionären Krieg' zurück, der in Ruanda direkt zur Anwendung kam. Alison des Forges hatte sehr gut den Soziopsychologen Roger Muchieli als Autor der Vorlesungen identifiziert, deren Hefte in der Präfektur von Butaré wiedergefunden wurden. Périès und Severnay sagen uns mehr über Muchieli, Autor unzähliger Werke, aber hier ausdrücklich identifiziert als Theoretiker des anti-subversiven Gedankens. Er soll sich besonders mit dem Rezept beschäftigt haben, wie eine Anklage im Spiegel zu bewerkstelligen ist: wie der Feind in Verruf gebracht werden kann, indem man ihm das eigene Verbrechen, das man erwägt, zur Last legen kann. Dieser Herr erklärte das Rezept in allen Einzelheiten. Für alle nützlichen Zwecke.

(...)

Eine halbe Stunde nach dem Attentat auf die Präsidentenmaschine, sogar bevor sie angekündigt wurde, wurden die Sperrn eingerichtet, und die Exekutionen nach den Vorgaben der Listen begannen im Inneren des Landes, wie die Autoren hervorheben. Unterstreichen wir an dieser Stelle, dass dieser Punkt allein die Wahrscheinlichkeit einer Komplizenschaft zwischen den Urhebern des Attentats und den Völkermördern nahe legt.¹²⁸

Zurück: → [Hier](#)

128 Auszugsweise übersetzt nach dem Text auf https://www.reseau-terra.eu/IMG/pdf/Nuit_rwandaise_revue.pdf.